Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

	6 fl.	— kr.
Für ein halbes Jahr mit . .	3 fl.	— kr.
Für einen Monat mit . . .	— fl.	45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . .	— fl.	2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt

	9 fl.	— kr.
Für ein halbes Jahr . . .	5 fl.	— kr.
Für einen Monat	1 fl.	— kr.
Für 1 Band per Tag	— fl.	3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

Der

Dämon des Jahrhunderts.

Roman

von

Oscar Walther.

Dritter Theil.

Berlin.
Druck und Verlag von Albert Sacco.
Zimmerstraße Nr. 94.

Zweiter Theil.

Die Geretteten.

1.

Ein Hochzeitsfest.

Die Oktobersonne sandte ihre liebewarmen Strahlen zu der alternden Erde hernieder. In dem engen Gebirgsthale, in dem der Amtshof liegt, fliegen die warmen Lichter recht duftig um die grauen Felsen und über die Wälder, die ein saftig grünbraunes Kleid statt des verlockenden Sommergewandes angelegt haben, und treffen noch recht freundlich das Dach des alten Amtshofes, auch allenfalls noch das oberste Doppelfenster in dem dicken Thurme. Viel tiefer kommen die Sonnenstrahlen nicht mehr, wenigstens nur eine kurze Weile, wenn das Tagesgestirn gerade in der Verlängerung des Thales steht und das Licht also nicht erst über die schroffen Berge zu klettern braucht, um anzuklopfen an Thüren und Fenster und einzuladen zu der herr-

lichen Feier da draußen, wo König Lenz, der nun schon recht alt und müde geworden, noch einmal Hof hält in Lust und Fröhlichkeit.

Wir wissen, wer oben in dem Thurmzimmer wohnt, an dessen Fenster die Sonnenstrahlen alle Tage kommen. In dem Zimmer ist Alles unverändert, die Bilder hängen noch da und die Porzellanfigürchen stehen unbeweglich. Der Kanarienvogel hing noch an seiner Stelle, aber er sang nicht mehr. Diese Bilder hatte Hugo gezeichnet, er hatte den Kanarienvogel seiner Elisabeth geschenkt. Das war Alles noch da, nur sein Bild, das oft so schweigend und traurig, oft in wilder Wuth, vor Elisabeth stand, durfte nicht mehr in dem kleinen Heiligthume geduldet werden. Elisabeth war ja die Braut eines Andern.

Und heute war ihr Hochzeitstag.

Darum flogen die Sonnenstrahlen heute wärmer, als sonst, um den alten Thurm; darum hatten in der vergangenen Nacht die Dohlen ihr bestes Lied gesungen, weil heute die schöne Elisabeth des Herrn Paul Frindlars Weib ward.

Es waren wenige Tage, seit der Amtsrath gesagt hatte:

— Du siehst nicht froh aus, Kind, nicht nach Hochzeit, eher nach Sterben —

Und wo Elisabeth lächelnd geantwortet hatte:

— Du siehst Gespenster, mein Vater!

Aber dies Lächeln war gewesen, wie das letzte Lächeln im Tode, so schmerzlich-süß, nur außen auf den Lippen sitzend, indeß im armen verhüllten Herzen ein unendlicher Schmerz wühlt.

Heute nun endlich der Hochzeitstag.

Noch gestern hatte der Amtsrath zu seiner Frau, als es spät geworden war und sie zur Ruhe gingen, gesagt:

— Es gefällt mir Manches nicht, vor Allem Elisabeth selbst nicht.

— Was hast Du, Mann? hatte die Amtsräthin geantwortet.

— Mir däucht, diese Heirath ist nicht Elisabeths Glück.

— Du hast wieder Hirngespinnste.

— Sie ist bleich, weint viel.

— Jungfräuliche Schüchternheit. Ist es mir anders gegangen? Ich liebte Dich gewiß sehr; aber ich weinte mir doch acht Tage vor der Hochzeit fast die Augen aus dem Kopf. Ihr Männer könnt das natürlich nicht begreifen.

Bei Euch ist Alles Stahl und Stein, bei uns Vieles blumenzart.

— Wenn Du recht hättest, Frau, mir wäre es lieb. Aber höre: Du hast doch nie mit Elisabeth vorher geredet von unserer Verlegenheit?

— Bewahre; wie kommst Du darauf?

— Ich dachte, das gute Kind wollte sich für seine Eltern opfern. Oder sollte Philipp?

— Er that es ebensowenig. Er ärgerte sich über Elisabeths Verlobung.

— Es that ihm vielleicht leid, wie mir, Frau.

— Das sind Thorheiten, Liebig! Unsere Elisabeth wird glücklich werden.

— Sollte sie Hugo Nördlinger schon vergessen haben?

— Sie ist ein verständiges Mädchen. Sie weiß, daß eine ehrliche, gesegnete Ehe besser ist, als solche romantische, brodlose Liebe.

— Ei, ei, Frau, so zu reden! Wir liebten uns auch nicht brodlos.

— Ja, damals!

Das Alles hatte der Amtsrath mit seiner Frau vor wenigen Tagen gesprochen und doch heute der Hochzeitstag der schönen, unglücklichen Elisabeth.

O wer in dies Herz hätte sehen können, der hätte sich gefragt: Kann ein warmes, zuckendes Menschenherz so viel Elend ertragen und noch leben? Sieh' dies Herz, in dem heiße, ewige Liebe vertrieben werden soll durch den Stockphilister, die Pflicht.

Hui, wie sie streiten und rufen! Aber das arme Herz blutet während dessen und die Wunden werden unmerklich größer und größer und heilen am Ende gar nicht mehr.

Das ist dann wieder das alte Lied von dem gebrochenen Herzen, über das Viele lachen, nur Wenige weinen. Aber es hat doch wieder eine Lilie das unschuldvolle Haupt müde, gebrochen gesenkt.

Es ist noch früh. Von droben aus dem Thale schallt die Morgenglocke. Ihr Klang hallt auch hinein in das stille Stübchen im runden Thurm auf dem Amtshofe, wo Elisabeth kniet und um die Kraft betet, den heutigen Tag zu ertragen.

O, wie schön war die Beterin!

Ein leichtes Nachtgewand umhüllte züchtig die schlanken, lieblich gerundeten Glieder. In den Augen, die sich gläubig gen Himmel erhoben, glänzten zwei große Thränen. Es sollten

die letzten sein, die sie dem verlorenen Jugendglück nachweinte.

Die Sonnenstrahlen aber hüllten die Beterin in ihr goldenes Gewand.

Man hörte Schritte auf dem Gange. Frau Liebig trat in das Zimmer ihrer Tochter.

— Guten Morgen, meine theure Elisabeth, sagte sie, indem sie der Tochter Stirn mit den Lippen berührte.

— Guten Morgen, liebe Mutter.

Es waren das gewöhnliche Worte, die Elisabeth sprach; aber es lag eine Schwermuth in der Betonung, die die sorgsame Mutter heute stutzen ließ.

— Immer noch in Thränen? sagte sie mit leisem Vorwurfe.

— Ich nehme ja heute Abschied von Euch, vom Amtshofe. Das thut weh.

— Aber, Elisabeth, sei nicht kindisch. Du bist kaum eine halbe Stunde von uns entfernt. Ihr könnt auch hier wohnen; ich sagte es Deinem Vater schon. Auf dem Amtshofe ist Platz genug. Frindlar wird so wie so die Verwaltung beider Güter übernehmen, da er ja doch den größeren Theil unseres Hofes wegen der Hypothek sein eigen nennen kann.

— Und was soll aus Philipp werden, Mutter?

— Er bleibt, was er ist, der Gehülfe; der ist, wie der Sohn.

— Er wird sich nicht unter Paul stellen wollen.

Die Amtsräthin zuckte die Achseln.

— Er wird es wohl müssen; er hat kein Vermögen, keine Heimath.

— Er wird weggehen. Nein, Paul soll mit dem Amtshofe noch nichts zu schaffen haben —

— Mädchen, wie kommst Du zu diesen Reden? Das überlasse uns Alten. Wir werden sorgen, daß Jedem das Rechte geschieht. Du hast nur an Deinen Freudentag zu denken. Deine Sachen sind alle unten im kleinen Zimmer. Die Brautjungfern werden sogleich kommen. Du mußt Dich rüsten.

— Es ist noch sehr früh.

— Nicht zu früh, als daß man nicht schon empfangen sollte. Es ist sieben Uhr. Um zehn Uhr kommen die Gäste und der Bräutigam. Du hast nur noch drei Stunden Zeit, das ist nicht zu viel.

— Ich werde sogleich beginnen, Mutter.

— Und dann hinweg mit diesen Thränen.

Sie gehören nicht in die Augen einer glücklichen Braut.

Elisabeth wischte ihre Thränen weg und begann emsig allerlei Dinge zu thun. Frau Liebig griff rüstig mit an und wurde dabei nicht müde, von dem künftigen Hausstande Elisabeths zu sprechen, von der Wirthschaft und dem behaglichen Leben, von Reisen, die sie mit Paul machen werde, und von dem andern Segen, der in einer Ehe erblühe, so daß das keusche Mädchen, über und über erröthend, das Haupt neigte, als ob sie in den vielen Kasten und Schreinen, die umherstanden, allerlei zu schaffen habe.

Es dauerte nicht lange, so hielt ein Wagen vor dem Amtshofe und heraus sprangen zwei hübsche, blühende Mädchen, Töchter des Amtmanns von Welperdingen, die Brautjungfern sein sollten. Sie umarmten die bebende Elisabeth und schwatzten so lustig-unschuldig, daß selbst Elisabeths Auge sich ein wenig erhellte.

— Du bist gar nicht wie eine Braut an ihrem Hochzeitstage, sagte Anna, die Aeltere. Ich würde singen und jubeln an diesem Ehrentage und hätte gewiß in der Nacht vorher den allerschönsten Traum gehabt.

— Nein, Anna, ich glaube, Du würdest nicht singen und jubeln, erwiederte Thekla, die Jüngere. Soll man nicht ein wenig traurig sein, wenn man zum letzten Mal bei den Eltern ist und zum letzten Mal als freies, ungebundenes Mädchen den Kranz ins Haar flicht?

— Das ist ein Freuden- und Ehrentag, kein Trauertag, entgegnete Anna. Schau' nur die herrliche Sonne und die ganze liebliche Welt. Alles freut sich heute mit, da unsere Elisabeth zum Altare geht. Selbst die Vögel zwitschern doppelt lustig um das Haus und als wir hierherfuhren, begegneten uns viele hundert Staare in einem Schwarme, die von der Rechten zur Linken flogen. Das bedeutet Glück.

Elisabeth lächelte ernst bei dem Geplauder der Freundinnen. Sie hatte sich eine ruhige Fassung erzwungen und bewahrte sie sich für die nächsten Stunden.

Die Mädchen zogen sich mit Elisabeth in das untere Zimmer zurück und begannen sie anzukleiden. Sie lobten dabei jedes Stück des gediegenen, prächtigen Brautstaates nach Gebühr und heiterten die Braut durch schelmisch-scherzhafte Reden auf. Die Amtsräthin aber hatte alle Hände voll zu thun mit den Vorbereitun-

gen zu einem großen Festmahl. Elisabeth hatte zwar die Mutter gebeten, das Fest so still wie möglich zu begehen und der Amtsrath hatte dem beigestimmt. Aber Frau Liebig hatte gesagt:

— Das wäre mir schön, eine stille Hochzeit, als wenn Etwas dabei wäre, dessen man sich schämen muß! Was sollten die Leute sagen? Nein, das versteht Ihr nicht, das weiß ich besser. Ich will mir nicht nachsagen lassen, es habe an etwas gefehlt, als mein einziges Kind seinen Ehrentag feierte.

Dabei war es geblieben.

Der Amtsräth ging unterdessen auf dem Gehöfte umher, um zu sehen, ob Alles in Ordnung und festlichem Gewand sei. Die Knechte und Mägde waren noch damit beschäftigt, Alles zu säubern und die Ställe mit grünen Kränzen zu schmücken. Da das Laub schon braun war, so hatten sie dazu Aestchen von den Tannen genommen, die überall an den Bergwänden standen. Die Leute arbeiteten ruhig, fast außergewöhnlich schweigend.

Als der Amtsrath weggegangen war, dem Garten zu, sagte ein alter Knecht, der schon dreißig Jahre auf dem Amtshofe war:

— Mir will Vieles nicht gefallen an dem

heutigen Tage, zuerst der Bräutigam nicht, er hat mir nie gefallen, und dann die Braut nicht. Sie sieht recht krank aus und betrübt, und war doch immer eine gesunde, lustige Dirne. Du müßtest anders aussehen, Bärbel, wenn Dein Joseph Dich heimführt, und Du auch, Annlies, wenn es mit dem Tobias so weit käme.

Die beiden also angeredeten Mägde kicherten erröthend. Ein anderer der Knechte aber sagte:

— Wenn Herr Frindlar hier viel Macht bekommt auf dem Gehöfte, so weiß ich, was ich thue, wenn am zweiten Weihnachtstag gewandert wird.

— Er ist ein Schleicher, sagte ein Anderer.

— Ich gehe auch, sagte Annlies.

— Wir Alle! die Andern.

— Kinder, das ist thöricht, sagte der erste Sprecher, der als Altknecht eine gewisse Autorität hatte. Er hat kein gutes Aussehen und viel Gutes hat noch Niemand von ihm geredet. Aber ich meine, man irrt sich in nichts mehr, als in den Menschen, und er kann von Herzen ein guter Mann sein.

— Es bleibt bei ihm auf dem Gehöfte Keins, nicht Knecht, noch Magd, sagte Bärbel.

— Er soll Geld gegen hohe Wucherzinsen ausleihen —

— Und die armen Leute drücken bis aufs Blut —

— Die arme Elisabeth!

— Ja, wenn es der Herr Philipp wäre.

— Wir wären Alle froh. Wir würden Alle hierbleiben.

— Aber so werde ich mich wohl umsehen nach einem andern Dienst.

— Und ich auch.

— Wir Alle.

Während so das dienende Personal seine eben nicht große Anhänglichkeit an Paul Frindlar äußerte, war der Amtsrath in den Garten gegangen. Er sah von dort aus Philipp, der an dem Gehänge, wo die Tannen und Birken gemischt standen, langsam ging. Er blieb ein paarmal stehen und sah über das Thal und ging dann wieder weiter. Der Amtsrath hatte schon lange das veränderte Wesen des sonst so frischen Jünglings bemerkt. Es war kein melancholisches Träumen an Philipp, seine Natur war dazu zu kräftig angelegt; aber es war eine finster grollende Verschlossenheit, ein Leiden, das tief innen saß und unter der thatkräftigen

Natur etwas Rauhes, Zürnendes angenommen hatte.

Der Amtsrath sah, daß Philipp auf den Garten zu ging, indem er allmälig von dem Gehänge herabstieg. Man konnte von dieser Seite durch eine Thür direkt in den Garten gelangen und der Amtsrath beschloß, Philipp zu erwarten und mit ihm zu reden. Es drängte ihn schon lange dazu. Er that, als ob er an den Sträuchern, die im Garten standen, Allerlei machte und sah erst auf, als Philipp ihn mit den Worten begrüßte:

— Guten Morgen, Onkel!

— Guten Morgen, Philipp, erwiederte er; Du bist früh aufgestanden.

— Ich ging ein wenig hinaus. Es ist ein so herrlicher Tag. Mir war nicht wohl.

— Du siehst nicht gut aus. Was fehlt Dir?

— O, nichts von Bedeutung, Onkel, vielleicht eine kleine Erkältung.

— Nein, Philipp, es ist etwas Anderes. An Dir nagt etwas. Es ist das nicht von gestern und heute. Ich habe es schon wochenlang an Dir beobachtet, etwa seit Elisabeths Verlobung.

Philipp wurde ein wenig bleich. Er bekämpfte das aber und sagte ruhig:

— Nicht, daß ich wüßte, Onkel. Ich dächte, ich hätte immer gearbeitet, wie sonst.

— Mehr, mehr, als sonst, Philipp, das ist es gerade. Du hast geschafft vom frühen Morgen bis zum späten Abend, als ob Du etwas in Dir hättest zum Schweigen bringen wollen. Es wäre mir leid, wenn das so wäre, Philipp. Ich habe Dich gern, wie meinen Sohn, das weißt Du. Es wäre mir darum leid, wenn etwas zwischen uns treten sollte, oder zwischen Dich und Elisabeth. Du solltest ihr nach wie vor ein guter Bruder sein.

— Ich denke, ich bin es heute, wie immer.

— Aber was soll denn die Wolke auf Deiner Stirn? Es ist ein Freudentag in dem Hause, das Deine Heimath geworden ist. Willst Du Dich nicht mit uns freuen? Wenn etwas in Dir ist, was Dich quält, so solltest Du es niederhalten, um Deiner Schwester willen. Ein finsteres Antlitz verdirbt den schönen Tag.

Philipp versuchte zu lächeln.

— Ich will mein freundlichstes Gesicht aufsetzen, Onkel.

Der Amtsrath reichte Philipp die Hand und sagte ernst:

— Schlag' ein, ich weiß, Du meinst es red-

lich. Man muß Manches im Leben überwinden, was weh thut. Das stählt aber die Kraft, und nichts haben wir mehr nöthig, als Kraft.

Um zehn Uhr fuhr Paul Frindlars Wagen vor. Der glückliche Bräutigam saß darin, angethan mit einem neuen Frack vom feinsten blauen Tuche, einer weißseidenen Weste und eben solcher Halsbinde. Sein Haupt bedeckte ein Hut von bester Qualität und an der neuen goldenen Uhr prangte eine schwere goldene Kette.

Paul Frindlar stieg mit großer Vorsicht aus, um nicht an den theuern Kleidern etwas zu verderben. Er trug unter dem Arm ein kleines Kästchen, das äußerst sorgfältig in Papier gewickelt war. Der Amtsrath empfing ihn mit väterlicher Umarmung und Philipp schüttelte ihm freundschaftlich die Hand. Die Hofleute standen in einer Reihe mit abgezogenen Hüten und sahen ehrfurchtsvoll genug aus, so daß man ihre wahren Gesinnungen schwer errathen konnte.

Der Bräutigam flüsterte dem Amtsrath zu:

— Kann ich Elisabeth sehen!

— Nein, Paul; sie ist noch beim Ankleiden.

— Oder die theure Schwiegermutter?

— Warum nicht? Was haben Sie mit den Weibern?

Der Bräutigam schmunzelte pfiffig. Die Amtsräthin kam eben jetzt, um den Eidam willkommen zu heißen. Er küßte ihr die Hand und öffnete dann das Kästchen, in dem ein kostbarer Schmuck lag.

— Obwohl ich weiß — sagte er, etwas verlegen sich räuspernd — daß der schönste Schmuck meiner Elisabeth ihre Schönheit ist, so wollte ich doch — — diese Kleinigkeit zum heutigen Tage —

— Ei, Herr Frindlar, das ist ja ausnehmend schön, sagte die Amtsräthin, einen Kennerblick auf den Schmuck werfend. Elisabeth wird sich außerordentlich freuen.

— Wenn sie eine kleine Freude hat, bin ich glücklich.

Der Hofbesitzer wendete sich nun zu Philipp und sagte:

— Ich bin Ihnen eigentlich noch Antwort schuldig, lieber Vetter — erlauben Sie, daß ich Sie so nenne — Sie wissen, wegen jenes Tages, als Sie am Abend bei mir waren. Ich habe die Antwort auf heute verschoben. Das Geschäft hat sich äußerst günstig abgewickelt.

Diese Worte sagte Herr Frindlar mit sehr leiser Stimme. Dann fügte er laut hinzu:

— Ich hoffe, Sie erhalten meiner Braut die brüderliche Zuneigung, die Sie Beide bisher verbunden hat und betrachten mein Haus wie das Ihre. Um Ihre Freundschaft bitte ich nun aus einem doppelten Rechte.

Es lag in diesen Worten eigentlich nur eine einfache Höflichkeit, wie sie tausendmal, wahr und unwahr, in der Welt vorgebracht wird. Aber so, wie es Paul Frindlar sagte, fühlte Philipp doch den Stachel heraus und sagte deshalb:

— Ich denke, Freundschaft muß allmälig entstehen, Herr Frindlar. Ueberlassen wir also die Herausbildung dieses Verhältnisses der Zeit.

Paul Frindlar hatte sich einmal vorgenommen, heute überaus liebenswürdig zu sein. Er ging auf den Hof zurück und trat an die dort stehenden Arbeiter heran.

— Hoffentlich seid Ihr mit dem Sohne zufrieden, der hier ins Haus kommt? fragte er in vornehmem Tone.

Aber keine Antwort erfolgte. Die Leute standen und gafften ihn an, als ob er nicht deutsch, sondern kalmückisch geredet hätte. Der Bräutigam mochte so etwas voraussetzen; denn er sagte nochmals:

— Ich meine, Ihr Leute, ob Ihr es gern habt, daß Fräulein Liebig meine Frau wird?

— Ja, Herr, sagte eine trockne Stimme in der hintersten Reihe.

— Hier habt Ihr etwas, nach der Kirche auf mein Wohl zu trinken.

Der Bräutigam warf den Leuten ein paar harte Thaler zu. Die Geldstücke klirrten auf dem Boden. Keiner bückte sich, sie aufzuheben.

Wieder glaubte Herr Frindlar, mißverstanden worden zu sein.

— Es ist für Euch, nehmt es nur, sagte er.

Da zog der Altknecht seinen Hut und sagte:

— Verzeihen Sie, Herr, wir haben halt so unsere alten Gebräuche; wir dürfen kein Geld vom Bräutigam nehmen, bis er copulirt ist. Nachher gern. Halten's zu gut, Herr.

Frindlar brummte etwas in den Bart, hob aber die Geldstücke flugs wieder auf. Die Art dieser Leute hatte ihm sehr mißfallen.

— Wartet, dachte er, Euch will ich es austreiben, schuftiges Volk.

Er drehte sich dann um und ging in vornehmer Haltung nach dem Hause zurück. Aber auf dem Wege dahin passirte ihm etwas sehr Lächerliches. Der Wagen des Amtsraths fuhr

eben vor und Paul Frindlar kam demselben so nahe, daß aus einer kleinen Pfütze, die auf dem Hofe stand, ein Strahl trüben Schmutzwassers, durch den Huf des einen Pferdes emporgeworfen, sein schönes neues Beinkleid traf. Ein verzweifelter Fluch entrang sich seinen Lippen. Die Leute, die es gesehen hatten, versuchten zwar lange das Lachen zurückzuhalten, aber als eine der Viehmägde losgeplatzt war, erschallte ein vielstimmiges Gelächter.

In diesem Augenblick trat Elisabeth aus ihrem Zimmer, geleitet von Anna und Thekla.

Sie trug ein Kleid von weißem, durchsichtigen Stoff und darunter ein gesticktes Unterkleid. Im Haar trug sie zwei einfache Rosen. Den Schmuck, der ihr von Paul Frindlar geschenkt worden, hatte sie widerstrebend und nur, um ihren Bräutigam nicht zu verletzen, angelegt.

Als Elisabeth das sonderbare Gelächter hörte, flog ein Roth des Unmuths über ihr bleiches Gesicht. Ihr Vater trat zu ihr und erklärte ihr den Vorfall in wenig Worten.

Der kleine Schaden war bald reparirt und der Zug ordnete sich. Es hatten sich noch mehr Wagen der umliegenden Besitzer, auch einige Familien aus dem nahegelegenen Städtchen hin-

zugefunden. Es waren im Ganzen dreizehn Wagen.

— Dreizehn Wagen! sagte ein alter Bauer. Das bedeutet nichts Gutes.

— Er bot uns Geld vor der Hochzeit, sagte einer der Knechte. Er hat sein Glück verscherzt.

— Solche Hochzeit ist nicht gefeiert worden im Thale seit funfzig Jahren, sagte ein alter Mann.

— Wie meint Ihr's?

— Wo alle Zeichen so böse sind.

Unterdessen hatte man in den Wagen Platz genommen, im ersten die Braut mit ihren Jungfrauen, im zweiten der Bräutigam mit den Brautführern; dann die Eltern der Braut; dann die übrigen Gäste.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Die Wagen fuhren in scharfem Trabe hinter einander. Die Knechte und Bauern folgten so rasch als möglich.

Vom Amtshofe aus konnte man die Wagen schon nicht mehr sehen, als ein Reiter das Thal heraufgaloppirte. Sein Gesicht sah bleich und zerfallen aus, seine Zähne preßten sich stark aufeinander. Derselbe alte Bauer, der vorhin die

unheilvollen Worte gesprochen hatte, war am Amtshof zurückgeblieben.

Der Reiter hielt sein Pferd an.

— Niemand zu Hause? fragte er, mit der Reitgerte nach dem Hofe deutend.

— Nein, Herr; Ihr wißt wohl nicht, daß heute Hochzeit ist?

— Heute?

— Ja. Die schöne Elisabeth heirathet den reichsten Mann im Thale, Herrn Paul Frindlar.

Der Reiter hielt sich am Sattelknopf. Er war noch bleicher geworden und wankte einen Augenblick.

— Zu spät! murmelte er.

— Sie sind jetzt in der Kirche, fuhr der Bauer redselig fort, ein schönes Paar — aber sie doch schöner, als er. Aber, mein Gott, blanke Thaler sind auch eine Schönheit.

Der Reiter hörte ihn nicht mehr. Er stieß dem Pferde die Sporen in die Seiten, daß das edle Thier sich hoch aufbäumte und dann mit ungeheurem Satze dahinflog. Die Nüstern stoben, der Hufschlag hallte. Der Reiter mußte große, große Eile haben.

— Das bedeutet auch nichts Gutes, murmelte der alte Mann. Sieh Einer, wie der

reitet, auf Genickabstürzen und Teufelholen. Was wird das geben! Auf des Mannes Gesicht stand ein ganzes Buch voll böser Botschaft. Eine merkwürdige Hochzeit das, wie keine im Thal gewesen seit funfzig Jahren.

Unterdessen war der Zug vor der Kirche angelangt. Die Herren beeilten sich, den Damen beim Aussteigen behülflich zu sein. Viele Leute aus dem Thale standen umher und begafften die Sache. Der Zug ordnete sich und bewegte sich den Hügel hinauf, auf welchem die Kirche stand.

Der Geistliche hatte bereits seinen Platz am Altare eingenommen. Das Paar trat vor, die Andern gruppirten sich in einem Halbkreise. Der würdige Prediger sprach schöne Worte. Dann kam die gesetzliche Formel, in der die Brautleute gefragt werden, ob sie treu an einander halten wollen im Leben und Sterben.

Eine Todtenstille war in der Kirche, als diese Stelle kam; eine Schwüle, wie vor unvorhergesehenen, schrecklichen Ereignissen.

— So frage ich Euch, sagte der Geistliche, ob Ihr Euch halten wollt als Eure Ehegatten, in Zucht und Ehren, in Liebe und Treue, ob Ihr bei einander stehen wollt in Freude und

Leid, als die in Christo Verbundenen! — So antwortet: Ja!

Aber ehe noch das Ja über die Lippen der Verlobten kam, gellte ein entsetzlicher Schrei durch die Kirche. Ein Jüngling, bleich wie der Tod, in bestäubtem Kleide, drängte sich durch die Leute.

Unfern vom Altar brach er zusammen mit dem gellenden Rufe:

— Elisabeth! Elisabeth!

Elisabeth wandte sich langsam um. Sie hatte die Stimme erkannt, die in diesem Augenblicke so entsetzlich mahnend ihren Namen rief. Sie sah den Mann sinken, der hier in ihr Schicksal wiederum eingriff, schmerzvoll, zerstörend. Einen Augenblick stand sie noch, den starren Blick dahin gewendet. Dann fuhr sie mit der rechten Hand nach dem Herzen und sank mit einem Schrei zusammen.

Man war herbeigesprungen und fing sie auf. Eine allgemeine Verwirrung entstand. Man fragte, rief. Der Geistliche trat zu Paul Frindlar, der erschrocken, bewegungslos dastand, und sprach zu ihm. Der Amtsrath trat herzu und bat den Geistlichen, die Feierlichkeit auszusetzen. Unter den Gästen befand sich der Arzt des na-

hen Städtchens. Er befahl, sogleich Elisabeth hinwegzubringen. Man sah jetzt erst nach dem Jüngling, der Ursache zu all' diesen widrigen Dingen geworden war. Es war Hugo Nördlinger.

Ueber des Amtsraths Gesicht flog ein böser Schatten, als er den Daliegenden erkannte.

— Wieder er, murmelte er, o, es ahnte mir. Er ist der böse Geist meines Hauses geworden.

Er wendete sich an die Umstehenden:

— Bringt diesen Menschen in das nächste Gehöfte.

Der Pfarrer trat hinzu und sagte:

— Tragt ihn in mein Haus, Leute.

— Er soll mit meiner Tochter nicht unter einem Dache sein, sagte der Amtsrath heftig.

Der Geistliche ergriff seine Hand.

— Lassen Sie uns nicht richten, Herr Amtsrath. Es war wohl Gottes Wille so. Der Allbarmherzige erkennt oft die Verkehrtheit unserer Wege und giebt uns Hülfe, wenn wir auch in Trotz und Groll es oft nicht erkennen.

Die Kirche wurde allmälig leer. — In dem stillen Pfarrhause lag in dem einen Zimmer Elisabeth, leblos, geschmückt wie eine theure Leiche; in dem andern Hugo, den starren Krampf noch

um den Mund, der in dem Rufe in der Kirche sich Ausdruck hatte geben wollen.

Der Arzt kam soeben aus dem Zimmer, wo Elisabeth lag. Er trat zum Amtsrath und sagte:

— Mein Rath ist, daß Sie mit Elisabeth nach Hause fahren. An eine Wiederholung der Trauungsfeier ist vielleicht für eine lange Zeit nicht zu denken. So gewaltige Erschütterungen des Nervensystems haben oft Krankheitserscheinungen von sehr ernster Natur in ihrem Gefolge. Es ist darum besser, der Transport von hier nach dem Amtshofe wird jetzt gemacht, wo sie bewußtlos ist, als dann, wenn vielleicht Fieberschauer sich einstellen.

— Gut, sagte der Amtsrath. Es wird so am besten sein.

— Ich bin in einer Stunde unten. Wenden Sie bis dahin alle diejenigen Mittel an, die man in solchen Fällen erprobt gefunden hat und die jede Frau kennt. Das Unwohlsein des jungen Mannes ist anderer Art. Er hat meine Hülfe jetzt am nöthigsten.

Der Amtsrath ordnete sogleich das Erforderliche an. Er redete noch mit Paul Frindlar und drückte ihm dann die Hand. Der Hof-Besitzer begab sich sogleich nach Hause, nachdem

Elisabeth in den Wagen gehoben war und dieser sich thalabwärts langsam fortbewegte.

Es wurde still in dem Pfarrhause. Man lief geräuschlos hin und her, um Allerlei zu besorgen, was zu Hugo's Pflege nothwendig war.

Der Pfarrer trat zu seiner Frau, die mit Thränen in den Augen Elisabeths Schicksal beklagte.

— Es ist eine sonderbare Begebenheit, sagte er; aber ich halte es für eine Fügung Gottes. Die Ehe Elisabeths mit Paul Frindlar war nicht im Himmel geschlossen. Auf der einen Seite trieb dazu der Mammon und von Frindlars Seite die Gier nach dem Besitz so vieler weiblicher Reize. Dieser Mensch ist keiner edlen Empfindung fähig.

Nach einer halben Stunde erwachte Hugo Nördlinger. Er fühlte einen entsetzlichen Druck im Hinterkopfe und war nicht im Stande, sich der letzten Ereignisse zu entsinnen.

Der Geistliche erzählte ihm Alles und sprach sehr lange mit ihm. Hugo Nördlinger weinte ein paarmal wie ein Kind.

Der Arzt begab sich nach dem Amtshofe. Er sah den Amtsrath in der Thür stehen und rief ihm zu:

— Nun, wie steht's mit unserer lieben Patientin?

— Sie ist bei klarem Bewußtsein, Herr Doktor, und ganz ruhig, fast unheimlich ruhig.

— Wir werden vor Abend wahrscheinlich Fieber haben.

Damit eilte der Arzt in's Haus.

Der Amtsrath aber schlug den Weg thalaufwärts ein. Beim Pfarrhause angekommen, bat er den Geistlichen, ihn bei einer Unterredung mit Hugo Nördlinger allein zu lassen. Sein Gesicht war bei diesen Worten vollkommen ruhig und kalt.

— Ich habe wohl als Elisabeths Vater das Recht, mir hier einige Aufklärungen zu erbitten, setzte er hinzu.

— Sie haben das Recht, sagte der Pfarrer, aber ich rufe Ihnen noch einmal zu: Richtet nicht!

Der Amtsrath trat in das Zimmer, in dem der junge Mann lag.

Hugo wendete sein bleiches Gesicht nach ihm um. Eine schwache Röthe überflog seine Züge. Der Amtsrath trat dicht an sein Lager und sagte mit tief erregter Stimme:

— Warum sind Sie hier? Unglücklicher?

Ist es nicht genug, daß Sie den Seelenfrieden meines Kindes lange Zeit trübten durch ein Begehren, welches Ihnen ewig versagt bleiben muß? Jetzt, wo ein Hafen der Ruhe sich vor ihr aufthat, treten Sie wiederum hinein in ihr Leben, wiederum hemmend, zerstörend. Ich fordere schwere Rechenschaft von dem Mann, der dies that.

Hugo richtete sich bei diesen Worten im Bette auf. Seine Krankheit schien geschwunden, an die Stelle der Schwäche schien feste, entschlossene Kraft getreten zu sein.

— Ich wußte, daß Sie kommen würden. Ich erwartete Sie, sagte er. Die Rechenschaft soll Ihnen werden. Mir ist es, wie ein wüster Traum. Es stand vor mir ein Augenblick, da mir Elisabeth gesagt: Ich werde nie eines Andern Weib, als das Deine! Und dann der Augenblick, wo sie eines Andern Weib werden wollte. Ich weiß davon nur, daß ich ihren Namen rief, athemlos, verzweifelnd, und daß sie sich umwendete. Ich hatte ein Recht, so zu handeln, wie ich gehandelt habe.

— Ein Recht? sagte der Amtsrath dumpf; ja, das Recht, das in Ihrer hochmüthigen Brust liegt, das Recht, welches Sie einem unerfahre-

nen Mädchen abgeschwatzt in einer schwachen Stunde. Junger Mann, dies Recht ist vom Teufel.

— Nein, Herr Amtsrath, nicht so. Ich weiß, was ich verschuldet. In dieser einen Stunde ist vor mir ein Vorhang niedergesunken, der lange meinen klaren Blick verhüllt hatte. Ich weiß, daß ich kein Recht mehr habe auf die Hand Elisabeths —

— Bei Gott, so lange ich lebe, wird sie niemals Ihr Weib. Ich wollte sie lieber todt sehen; der heutige Tag hat wieder gezeigt, daß Sie nichts achten, was Andern heilig, unantastbar ist —

— Wahr, wahr ist das gewesen bis heute. Ich weiß es, Herr Amtsrath. Ich entsage Elisabeths Besitz vom heutigen Tage ab. Aber doch war mir etwas heilig, die Empfindung des Mädchens, das ich einst so sehr geliebt, die man hier mit Füßen trat.

Der Amtsrath wich einen Schritt zurück und kreuzte die Arme übereinander. Seine Lippen preßten sich zusammen, seine Augen schleuderten Blitze.

— Schweig', sagte er dumpf, oder beim Allmächtigen, ich thue, was mich gereut.

— Und doch sollen Sie es hören, Vater Elisabeths, was ich zu sagen habe.

Hugo stützte sich mit dem linken Arme auf und fuhr fort:

— Daß Elisabeth Paul Frindlar nicht liebt, wissen Sie. Wenn Sie es noch nicht gewußt hätten, so würde der heutige Tag es Ihnen gezeigt haben. Noch liebt Elisabeth mich. Sehen Sie mich nicht so an, Mann. Ihr Kind liebt mich, sie hat die erste keusche Jugendliebe noch nicht vergessen. Sie aber wollen zwei Hände in einander fügen, die sich ewig fern bleiben müssen. Warum wollen Sie das? Des Mammons wegen. Um von dem Vermögen Frindlars Nutzen zu ziehen, sollte Elisabeth das Unterpfand dieses Handels werden.

Der Amtsrath sah Hugo mit einem durchdringenden Blicke an.

— Woher wissen Sie das so genau?

— Fragen Sie den Geistlichen, was er von der Sache hält. Ich werfe keinen Stein auf die Eltern des Mädchens, die so geopfert werden sollte. Sie wollte sich opfern aus freiem Entschluß; sie wollte Alles in sich zu Grabe tragen, was in ihrem Herzen war an Jugendtraum und Jugendhoffen. Ich ward das Werkzeug, dessen

sich das Schicksal bediente, um dieses Opfer zu vereiteln. Ein ganzes, reiches Leben ist ein zu hoher Preis für den Besitz des Amtshofes.

Sie sahen es nicht, wie das Alles kam. Sie sahen nur das Ziel und nicht den Weg dahin. Ich kam in wildem Trotze, um Elisabeth an ihr gegebenes Wort zu nehmen. Ich gehe jetzt, ein anderer Mensch durch diesen einen Tag, um nie wieder in dieses Thal zurückzukehren. Der eine Tag hat reif und klar gemacht, was unbestimmt und unklar in mir schlummerte.

Doch möcht' ich nicht, daß mir Ihr Fluch möge folgen. Ich hab' ein Werk vor, da der Segen Noth thut.

Der Amtsrath hatte diese Worte schweigend angehört. Er ging dann mit großen Schritten im Zimmer auf und ab. Dann trat er wieder an das Bette, auf das Hugo zurückgesunken war.

— Ich kam hierher, sagte er langsam, um von Ihnen Rechenschaft zu fordern. Doch eine Stimme in mir selber sagt, daß Wahrheit aus Ihnen sprach. Es ziemt dem Manne, ehrlich gegen jeden Andern zu sein. Ich scheide ohne Groll von Ihnen, doch unsere Wege dürfen sich nie mehr kreuzen. Einst hegte ich die Liebe eines

Vaters für Sie; sie ist geschwunden, weil Sie in Ihrem stolzen, starren Sinn nichts achteten, was mir hoch und heilig war. Ihrer Hand möchte ich nicht das Glück meines Kindes anvertrauen. Ihr Weg ist kühn, doch ebenso gefährlich. Ob Tod, ob Sieg der Lohn? Kein Mensch vermag es vorherzusagen. Doch hören Sie noch das. Noch ist eine Umkehr von dem schlimmen Wege möglich. Ich weiß, daß Sie ganz in den Banden eines Mannes liegen, den ich Ihnen nicht zu nennen brauche, der Ihre Seele vergiftet hat. Reißen Sie sich los, Sohn meines Freundes. Es wird ein Tag kommen, wo es zu spät ist. So wahr ein Gott im Himmel lebt, ich spreche aus wahrer, treuer Ueberzeugung. Ich will für den Augenblick vergessen, welche Rolle Sie in dem Schicksal meines Hauses gespielt haben. Ich rufe Ihnen zu: Lassen Sie von jenem Manne!

— O, mein Gott, stöhnte Hugo.

Ein heftiger Schmerz stellte sich wieder in seinem Kopfe ein. Der Amtsrath betrachtete ihn mit einem seltsamen Gemisch von Haß, Mitleid und Verwunderung. Aus dem Jünglinge war ein so bleicher, ernster Mann geworden.

Der Geistliche trat ein und sagte:

— Es ist ein Bote vom Amtshofe da.

— Mein Gott — Elisabeth!

— Beruhigen Sie sich. Sie befindet sich den Umständen nach wohl und wünscht dringend Herrn Nördlinger zu sprechen.

Der Amtsrath überlegte einen Augenblick.

— Was sagt der Arzt dazu? fragte er dann.

— Er hielt die Verwirklichung der oft ausgesprochenen Bitte für nothwendig.

— So mag es sein. Mein bester Herr Pfarrer, ich glaube, wir waren nahe daran, viel Unheil anzurichten.

— Gott sei Dank, daß es so gekommen ist, Herr Amtsrath. Ihre Elisabeth ist ein Engel.

— Das arme Kind. Wenn nur eine Unterredung mit Nördlinger nicht böse Folgen hat.

— Fürchten Sie nichts; Elisabeth ist ein verständiges Mädchen.

Es war Abend geworden. Dieselbe Sonne, die am Morgen des Tages, der für die Bewohner des Amtshofes so bedeutungsreiche Begebenheiten gebracht hatte, über der unteren Mündung des Thales stand und ihre goldenen

Lichter in der kleinen Thurmstube um die betende Elisabeth gegossen hatte, stand jetzt am Rande der Waldberge über dem Kirchlein und in die Thurmstube fiel keins mehr von den glänzenden Lichtern.

Recht still und traurig war es heute in diesem Asyle der Jungfräulichkeit. Auf dem schneeweißen Bette lag die bleiche Elisabeth, wie ein stilles Bild des Schmerzes, umgeben von der Ruhe des Friedhofes. Neben ihr saß ihre Mutter und die bleiche, kalte Hand der Tochter lag in der ihrigen, ganz ohne jede Bewegung, als wäre sie todt.

Die Lilie war geknickt.

Kein Wort ward laut in dem kleinen Gemache. Selbst der Kanarienvogel sprang nur unruhig von einem Zweig zum andern, ohne einen Ton zu singen. Die Amtsräthin hatte schon mehrmals gefragt:

— Bedarfst Du etwas, mein Kind?

Elisabeth hatte es stets verneint. Nur nach Philipp hatte sie verlangt, und dann oft nach Hugo Nördlinger.

Philipp war dagewesen und als er hinausging, standen Thränen in seinen Augen.

Jetzt trat er leise wieder ein und flüsterte der Amtsräthin zu:

— Herr Nördlinger ist draußen.

Aber diesen Namen hatte Elisabeth verstanden. Sie richtete sich mühsam empor und bat ihre Mutter, ihr noch ein Kissen unter den Rücken zu legen.

— Ich kann so besser sprechen, sagte sie. Du läßt mich einige Augenblicke allein, nicht wahr, liebe Mutter? Was ich ihm zu sagen habe, ist bald gesagt. Es ist ja nur ein Wort des Abschieds.

Die Amtsräthin verließ das Zimmer. Hugo ging mit kurzem Gruß an ihr vorüber und trat bei Elisabeth ein. Als nun die Beiden sich gegenüber befanden, die sich einst so unendlich geliebt hatten, da überkam Elisabeth ein krampfartiges Zittern.

— O, Hugo, schluchzte sie, daß wir uns so wiedersehen!

Dann neigte sie das Haupt und entsetzliches Weinen erschütterte ihren Körper.

Hugo stand da, wie ein Gerichteter, der sein Urtheil empfangen soll. Seine Lippen zuckten, aus seinen Augen leuchtete eine qualvolle Gluth. Seiner nicht mehr mächtig, stürzte er vor ihrem Bette auf die Kniee und rief:

— Verzeihung, Elisabeth!

Elisabeth hob langsam das thränende Antlitz empor und sagte ruhig:

— Steh' auf, Hugo. Meine Nerven konnten die heftige Aufregung nicht überwinden. Ich habe jetzt meine Kräfte wiedergefunden. Wir haben große Kraft nöthig zu dem, was jetzt geschehen muß.

— Ja, Elisabeth, ich werde ein Mann sein.

Hugo erhob sich bei diesen Worten und stand hoch aufgerichtet da.

— Nimm einen Stuhl und setze Dich zu mir, sagte Elisabeth. Dann gieb mir Deine Hand. Ich habe sie immer so gern in der meinigen gehalten.

Ich habe Dich gebeten, noch einmal zu mir zu kommen, weil ich Dir eine Erklärung dessen, was hier vorging, schuldig bin. Aber schwöre mir, daß das, was ich Dir sage, in Dir ruhen soll, wie in einem Grabe.

— Ich schwöre es.

— Es ist jetzt einige Monate her, daß ich Dir gelobte, nie eines Andern Weib zu werden, als das Deine. Ich meinte es gut und redlich, der Allmächtige ist mein Zeuge. Doch es trat etwas ein, was andere Pflichten in mir wach rief. Die Verhältnisse meines Vaters waren

zerrüttet; ich konnte ihm den Amtshof erhalten, wenn ich Paul Frindlar meine Hand gab. Ich hörte zufällig eine Unterhaltung meiner Eltern an, welche mir das Alles klar machte. O, ich habe unendlich gelitten, ehe ich die Kraft fand, das zu thun, was ich thun mußte, mein Glück, meine Neigung zu Dir als Opfer auf den Altar meiner Kindesliebe niederzulegen.

— Und Du dachtest niemals an mich, Elisabeth?

— Wie magst Du so fragen? Wer war es denn, als Du, der mir jenen schweren Kampf bereitete? Ich habe in heißem Flehen zu meinem Gott gebetet, er möge mir zeigen, ob ich ein Unrecht gegen Dich beginge. Das Gefühl meiner Kindespflicht blieb bestehen und alles Andere schwand, und so gab ich Paul Frindlar meine Hand.

— Du betrogst Dich selbst. Ich schaudere vor dem Abgrunde, an dem Du standest.

— Ich fühlte das, was Du sagst, zum ersten Male heute vor dem Altar, als ich die heilige Betheuerung geben sollte, daß ich an ihn hangen wolle in Liebe und Treue. Sieh', da war es mir, als ob sich ein glühend Schwert in meinen Busen bohre. Dann hörte ich Dei-

nen Schrei und der ganze Traum war verschwunden. Ich kann nicht Paul Frindlars Weib werden. Mein Vater muß den Amtshof verkaufen.

— Elisabeth!

— Unterbrich mich jetzt nicht, Hugo. Ich sage, ich kann nicht Paul Frindlars Weib werden, aber ich sage auch, ich kann nicht Dein Weib werden — niemals, Hugo!

— O, daß es so kommen mußte, Elisabeth. Ich kam hierher, um Deinem Vater dasselbe zu bieten, was ihm Paul Frindlar bot — Geld.

— Du, Hugo? Das ist gewiß Wohlbrechts Geld? Glaubst Du, mein Vater würde das angenommen haben? Nein, Hugo, wir müssen scheiden — auf ewig.

— Ich weiß es, Elisabeth; mein innerstes Gefühl sagt mir dasselbe, obwohl mein Herz darüber sterben möchte. Als ich heut das Thal herauf ritt, da meinte ich wohl einen Augenblick, Du müßtest nun mein werden, Elisabeth. Aber es trat ein Gespenst dazwischen, welches mich daran mahnte, daß ich Deiner nicht mehr werth sei.

— Meiner nicht mehr werth? Warum das, Hugo?

— Forsche nicht nach diesen Dingen. Ich stehe unter dem Banne eines Schicksals, das stärker ist, als ich. Ich muß einen Kampf kämpfen, dessen Ausgang ungewiß ist. Ich darf Dich nie in den Bann dieses Verhängnisses ziehen.

— Wohl ist es so, und ich beklage, daß es so ist. Wollte ich meinem Herzen folgen, ich würfe einen Brand in mein Haus, der niemals verlöschen würde. Es ist besser, daß wir scheiden. Wirst Du ohne Groll von mir scheiden?

— Wie dürfte ich Groll hegen gegen Deine reine Seele! Ich frage Dich dasselbe und bitte Dich, welches auch meine Zukunft sei, willst Du mich bedauern und nicht verdammen?

— Du erschreckst mich, Hugo! O, ich will beten, daß der Gott dort droben seine Engel sende, die über Dich wachen sollen.

Hugo lächelte bitter.

— Du warst der einzige Engel, der mich auf meinem Lebenswege beschützte. Nun ist es finstere Nacht und grinsende Teufel ziehen mich unaufhaltsam vorwärts.

— Nicht so, Hugo. O, könntest Du beten! Wir schieden schon einmal. Weißt Du es noch — dort oben an der Berglehne. Ich bat Dich

damals, milden Bildern Deine Brust zu öffnen, nicht einen Weg zu gehen, der große Freiheit bringt, doch auch gar große Gefahr. O, hättest Du meine Worte damals gehört.

— Laß das, Elisabeth. Ich gehe meinen Weg und Du den Deinen. Der meine führt durch Felsen, daran sich die Füße wund ritzen, und durch Dornen, welche die Brust zerfleischen. Der Deine führt Dich hoffentlich durch Blumen, die durch ihren süßen Duft Dich einst vergessen lehren. Lebe wohl, Elisabeth!

— Lebe wohl auf immerdar, mein Hugo.

Hugo hatte sich erhoben, aber er hielt noch immer ihre Hand in der seinen. So stand er noch einen Augenblick schweigend da. Dann wendete er sich stumm ab und verließ das Zimmer.

Elisabeth sank in die Kissen zurück und faltete die Hände. Ihre bleichen Lippen murmelten ein stilles Gebet.

2.

Wirkungen eines Diebstahls.

An dem Tage, welcher auf die Nacht folgte, in der das Geld und die Papiere des Herrn

Nathanael Busch gestohlen worden waren, befand sich Herr Wohlbrecht um neun Uhr Vormittags, nachdem er soeben gefrühstückt hatte, in seinem Zimmer, mit Schreiben beschäftigt.

Plötzlich ward die Thür geöffnet und Herr Nathanael Busch stürzte athemlos und schrecklich bleich in das Zimmer. Es dauerte einige Minuten, ehe er die Worte hervorbrachte:

— Mein Geld, Wohlbrecht, mein Geld!

Der Advokat erhob sich gleichgültig und fixirte seinen Freund mit so gut erheucheltem Erstaunen, daß jeder noch so scharfe Beobachter getäuscht worden wäre. Dann sagte er ruhig:

— Was Teufel, Dicker, erzählen Sie. Was ist mit Ihrem Gelde?

— Gestohlen — Alles — diese Nacht. O, mein ganzes Vermögen!

— So? fragte Wohlbrecht gedehnt. Das ist schlimm.

— Ich bin ein armer, verlorener, ruinirter Mann, Wohlbrecht. Bieten Sie die Polizei auf — ich mache sogleich Anzeige. Fast hunderttausend Thaler in Papieren und viel Gold.

— Ruhig, ruhig, Dicker. Vom Aufbieten der Polizei ist vorläufig noch keine Rede. Erzählen Sie mir —

— Was? Keine Rede? Wenn ich die Polizei benachrichtige, daß mir so viel Geld gestohlen worden ist, so muß sie es mir wiederschaffen. Das ist Pflicht der Polizei — dazu ist sie da.

Der Advokat ließ statt der Antwort ein lautes Gelächter vernehmen.

— Sie lachen? rief der Chirurgus entrüstet. Wie können Sie lachen? O, ich armer Mann!

— Sie sind äußerst spaßhaft, Dicker.

— Das ist zu arg! Sie — Sie wissen um das Geld. Wer kennt so genau alle Gelegenheiten in meinem Hause, wie Sie? Niemand. Wohlbrecht, Sie haben sich einen Scherz gemacht und mein Geld gestohlen. O, seien Sie barmherzig und geben Sie es mir wieder. Ich verzweifle —

Wieder lachte der Advokat laut auf.

— Es ist gemein von Ihnen, zu lachen, mein Herr, schrie er, während ich mich hier krümme, wie ein Wurm.

— Wie ein Wurm! wiederholte der Advokat ruhig.

— Ich gehe sofort zum Polizei-Präsidenten — ich will mein Geld —

Herr Nathanael Busch eilte keuchend nach der Thür.

— Bleiben Sie hier, Dicker, sagte der Advokat, indem er ihm den Weg vertrat. Erzählen Sie mir erst die Geschichte, ehe Sie dieselbe an die große Glocke hängen. Ich werde Ihnen nachher sagen, warum.

Der kleine Mann ließ sich gutwillig wieder zurückführen.

— Setzen Sie sich und erzählen Sie, sagte Wohlbrecht. Wollen Sie ein Glas Grog zur Stärkung?

— Ja, Wohlbrecht. Ich bin außer mir. Lassen Sie mich erst zu Athem kommen.

Der Advokat bereitete mit eigener Hand das Lieblingsgetränk des Chirurgus, und als dieser getrunken hatte, sagte er in überaus höhnischem Tone:

— So, nun erzählen Sie.

— Die Sache ist mit abscheulicher Bosheit angelegt, begann der Chirurgus. Der Dieb muß genau gewußt haben, wo der Knopf zu einem geheimen Gefach zu finden ist, in dem ich mein Geld und meine Papiere verwahrte. Ich wurde des Nachts wach, als mein Papagei schrie. Da das dumme Thier dies aber öfter

thut und ich nichts Verdächtiges hörte noch sah, so schlief ich wieder ein. Das kluge Thier hatte in dieser Nacht doch recht gehabt. Wäre ich aus dem Bett gesprungen, so hätte ich den Dieb erwischt.

— Er hätte Sie noch dazu ermordet, wenn es ein richtiger Dieb war.

— Ich hätte schreien können — die Wache wäre gekommen und ich hätte mein Geld noch.

— Sehr wahrscheinlich. Doch wollen Sie nicht weiter erzählen?

— Als ich heute früh aufstand und in mein Arbeitszimmer trat, bemerkte ich sogleich, daß eine Scheibe zerschnitten war. Ein furchtbarer Schreck durchfuhr mich. Ich springe nach dem geheimen Gefach — ich reiße es auf — Alles leer. Ich springe wie wahnsinnig zurück und klingele meinem Bedienten. Der Mensch hat nichts gesehen, nichts gehört. Ich laufe in den Garten, weil die Diebe von dort gekommen sein mußten. Auf dem Boden sah man zwei Männerfußtapfen bis unter das Fenster, und von da wieder zurück; die zerschnittene Glasscheibe lag auch da — sonst nichts.

— Gar nichts — kein Messer — kein Tuch — nichts?

— Gar nichts.

— Das waren vorsichtige Diebe, mein lieber Nathanael. Da werden Sie wohl das Geld daran geben müssen.

Der Chirurgus sah den Sprecher mit schreckhaft weit geöffneten Augen an.

— Das Geld daran geben? sagte er zitternd. Ich mein Geld daran geben? Lieber will ich sterben.

— Und doch werden Sie es nicht wiederbekommen.

— Ich werde die Polizei aufbieten.

— Das werden Sie nicht thun.

— Wollen Sie so gut sein, mir zu erklären, warum nicht?

Der Chirurgus war nahe daran, wieder in einen Wuthanfall zu gerathen. Sein dickes, aufgedunsenes Gesicht färbte sich bedenklich blauroth und seine Hände fuhren fast wider seinen Willen unstät in der Luft umher.

Der Advokat blieb vollkommen ruhig.

— Hören Sie, Nathanael, sagte er, Sie sind ein Mensch, aus dem man nicht klug wird. Manchmal scheint es, als ob Sie Verstand hätten, und dann wieder, als ob Sie ein Narr wären.

— Sehr höflich, bei Gott, sehr höflich! rief der Chirurgus.

— Höflich genug für Sie, Nathanael. Sie wollen in blinder Wuth an die Gerichte laufen, weil Ihnen einige Säcke voll Goldstücke gestohlen sind, und vergessen dabei natürlich, daß Ihnen auch Papiere gestohlen sind, die vollkommen hinreichen, gegen Sie einen Hochverraths-Prozeß zu eröffnen.

— Diese Papiere sind ohne Werth für die Diebe. Sie werden dieselben vernichtet haben, wimmerte der Chirurgus.

— Gesprochen wie ein Schulknabe, Nathanael, wie ein kleiner Schulknabe.

Der Chirurgus sprang auf.

— Was? schrie er. Sie wagen mir das zu sagen? Ich habe Sie zu dem gemacht, was Sie sind! Sie haben von mir gelernt, wie man des eigenen Vortheils wegen Andere benutzt. Ich habe schon längst die unverschämten Reden satt, die Sie gegen mich gebrauchen. Nehmen Sie sich in Acht, ich habe Waffen gegen Sie in Händen, mit welchen ich Sie vernichten und wieder zu dem machen werde, was Sie gewesen sind — zu einem armen, nichtsnutzigen Winkelkonsulenten.

Wohlbrecht hatte diesen, mit größter Heftigkeit hervorgestoßenen Worten mit übereinandergeschlagenen Armen und einem Lächeln zugehört, welches den ganzen Sieg ausdrückte, den er über seinen ehemaligen Lehrherrn davonzutragen im Begriff stand.

— Sie wollen mich vernichten, Herr Nathanael Busch, sagte er mit präciser Betonung. Darf ich fragen, wodurch?

— Ich werde Sie als Falschmünzer anzeigen —

— Hahaha! Sie würden dies jedenfalls auch beweisen?

— Natürlich, durch Zeugen.

— Leider bin ich nie in den Werkstätten gewesen, sondern immer nur Sie. Keiner der Arbeiter kennt mich, Alle aber kennen Sie. Man würde Sie hängen oder köpfen, armer Nathanael, und ich gestehe, daß ich ungern Ihren fleischigen Hals unter dem Fallbeil sehen würde.

— Sie conspiriren; ich werde Sie demaskiren, ächzte der Chirurgus.

— O nein, mein Theurer, das werden Sie nicht. Wie Sie selbst sagen, sind Ihnen alle wichtigen Papiere gestohlen worden. Diese Pa-

piere allein würden Ihnen die Möglichkeit geben, mir zu schaden — und diese Papiere haben Sie nicht mehr.

— Teufel! Aber doch kann ich Ihnen schaden. Sie haben Paul Wagner zu jenem Attentat angereizt, Sie sind sein Mitschuldiger. Ich werde das Vergnügen haben, Sie köpfen zu sehen.

— Nur jetzt noch nicht. Haben Sie Beweise in Händen?

— Paul Wagners eigene Aussage.

— Sie sind ein Schwachkopf, Nathanael, ich sage, Sie sind ein Schwachkopf. Sie begreifen nicht, daß Paul Wagner sich wohl hüten wird, gegen mich etwas auszusagen, nun, da er eben frei ist — daß auch seine Aussagen schlimmsten Falls ohne Gewicht wären, da ich nie persönlich mit ihm verkehrte, sondern nur durch die Wildenoff, und daß er endlich auf die Aussagen dieser Frau hin nichts ausrichten würde, da sie jeden Eid schwört, mich zu reinigen. Sie begreifen das Alles nicht, weil Ihr Verstand durch die große Ausschweifung gelitten hat.

Ich habe diesen Augenblick lange erwartet, um die Maske abzureißen, die ich Ihnen gegen=

über trug. Sie sind einst mein Lehrer gewesen, das ist wahr. Ich habe von Ihnen gelernt, wie man unter dem Schutze der Gesetze Dinge thun kann, die diesen Gesetzen zuwider sind; wie man ein guter Bürger sein kann und doch Niemand gehorchen, als sich selber, als dem eigenen Interesse; wie man dies Alles kann mit ein wenig Schlauheit und Gesetzeskenntniß, durch gewisse Interpretationen dessen, was der gemeine Mann für Recht hält.

Das Alles habe ich von Ihnen gelernt, Herr Nathanael Busch. Aber weiter reichte auch Ihre Wissenschaft nicht. Sie wollten Verschwörungen anzetteln und verbanden sich mit einem Kronprätendenten aus erlauchtem Hause, aber Sie vergaßen Ihre kleinen Laster abzulegen, Ihre Trunksucht, Ihre Wollust, Ihren jämmerlichen Geiz. Sie waren ein geschickter Falschmünzer, aber Sie hätten Ihre Kunst gern zum eigenen Vortheil geübt, und nicht zu dem einen großen Endzwecke. Mit solchen Schwächen, mein Herr, stürzt man keine Throne um, gestaltet man nicht große Staatsverhältnisse neu. Wären Sie am Ruder geblieben, so wäre aus Ihrer Verschwörung nichts geworden, als Galgen und Rad für Sie und Ihre Freunde.

Da kam ich. Jene Laster sind mir fremd. Ich will mich nicht in dem Pfuhl sinnlicher Genüsse wälzen, mich nicht bereichern. Nein, ich will herrschen, ich will jenes Ziel erringen, dem alle unsere Arbeit gilt. Ich wußte, daß ich Sie noch eine Zeit lang in dem Wahne lassen mußte, als ob Sie das Ganze leiteten. Dies ist schon längst nicht mehr der Fall, mein Herr, und ich habe den heutigen Tag dazu bestimmt, es Ihnen zu eröffnen, die Maske abzunehmen, die Ihre geistige Trägheit zu durchschauen Sie verhinderte.

Von diesem Tage an werde ich befehlen, und Sie, mein Herr, werden gehorchen.

So wie ich vor Ihnen stehe, halte ich die Fäden des großen Gewebes in der Hand. Sie aber sollen unsern Zwecken fortan dienen nach Ihren Kräften, und Sie sollen dafür belohnt werden. Sie sollen berauschende Getränke und üppige Dirnen haben; Sie sollen auch wieder Geld, das Ihnen gehört, in Ihren Mußestunden zählen dürfen, aber Sie sollen sich nie wieder einfallen lassen, befehlen zu wollen.

Der Chirurg hatte bis hierhin schweigend, mit weit aufgerissenen Augen den Advokaten fixirend, zugehört. Jetzt aber veränderten sich

die Züge seines Gesichts; ein äußerst pfiffiger Ausdruck trat an die Stelle der erstaunten Wuth und der Angst, die sich unwillkürlich bei den Worten des Advokaten seiner bemächtigt hatte.

— Sie sind mein würdiger Schüler, Jonas, sagte er mit feinem Lächeln. Ich gestehe, daß Sie Ihre Rolle gut spielen, mich einzuschüchtern. Aber Sie haben doch wohl einen Punkt vergessen. Ohne die Autorität jenes Kronprätendenten, wie Sie zu sagen belieben, und ohne die Unterstützung eines ihm befreundeten Hofes möchte kaum an ein Gelingen des Unternehmens zu denken sein, dessen Fäden Sie alle in der Hand halten.

— Diese Unterstützung wird mir noch weniger fehlen, als Ihnen, mein Freund. Sie denken, ich führe den Schlag gegen Sie, ohne ganz vorbereitet zu sein, und mache es, wie die Kinder, die nicht warten können, bis das Essen gekocht ist, sondern vorher schon aus den Töpfen naschen. O nein, mein Freund, die Sache ist vollkommen reif.

Ich weiß sehr genau, daß der Major von Winnenberg jener Prinz ist, der die Ansprüche seines entthronten Vaters herzustellen beabsichtigt.

Ich weiß sehr genau, daß in diesen Tagen

der Hofmarschall von Weinfried von einem befreundeten, ja, mit einem Bruder unseres Prinzen verwandten Hofe anlangen wird, um einige Punkte wegen der zu leistenden Subsidien und eines eventuell zu stellenden Truppencorps in's Klare zu bringen.

Ich bin endlich sehr genau über einige andere Punkte unterrichtet, die ich aber vorläufig ganz allein mit dem Prinzen verhandle, ohne einen solchen Schwachkopf, wie Sie sind, zuzuziehen.

Der Chirurgus starrte wiederum den Advokaten mit weit offenstehendem Munde an.

— Sie haben meine geheimsten Papiere gesehen — Sie haben mich betrogen.

— Nicht ich, sondern Ihre Laster haben Sie vernichtet.

— Ich werde mich rächen, Wohlbrecht! rief der Chirurgus.

— Ganz nach Belieben.

— Ich werde mit dem Prinzen reden.

— Sie werden das nicht thun!

— Wer hat mir zu befehlen?

— Ich, der ich Sie vernichten kann, sobald ich will.

— O, Sie sind ein großer Schurke!

— Wenn Sie das Wort „groß" im Gegensatz zu „unbedeutend", oder „ungefährlich", oder „einfältig" nehmen, so mögen Sie in Ihrer Art recht haben. Sie, mein lieber Nathanael, sind zu dumm, zu lasterhaft, um ein großer Schurke zu sein; Sie werden das sehr bald einsehen. Sie haben mir vorhin in Ihrer liebenswürdigen Weise Alles vorerzählt, womit Sie mir schaden könnten, wenn Sie wollten. Ich habe Ihnen dagegen bewiesen, daß das Alles nur in Ihrer erhitzten Phantasie beruht. Nun will ich aber Ihnen erzählen, womit ich Ihnen schaden könnte, wenn ich wollte.

Sie haben die Platten selbst gravirt, die wir in unserer Werkstatt gebrauchten. Davon sind so viele Zeugen, als dort arbeiten. Der Beweis ist einfach, die Strafe lebenslängliche Zuchthausstrafe. Es wird Ihnen nichts helfen, daß Sie sagen, ich sei Ihr Associé. Wer kennt mich? Ich habe mich wohl gehütet, mich jemals in die Werkstätte zu begeben. Ihre eigene Aussage, nur auf sich selbst gestützt, würde den Richter höchstens zum Lachen bringen, da ich als ein thätiges Mitglied der Polizei bekannt bin.

Sie haben ferner mit dem Prinzen conspirirt; Sie haben Geld unter die Leute vertheilt

und sie zum Aufruhr aufgereizt, sobald Sie das Signal geben würden. Ich brauchte das nur anzuzeigen und durch einige Aussagen der Leute, denen Sie Geld gegeben haben, zu beweisen, und Sie würden guillotinirt. Den Prinzen würde man höchstens des Landes verweisen, weil man sich ungern an einem gekrönten Haupte vergreift. Wer bliebe also allein in der Dinte sitzen? Der dicke Nathanael Busch, Chirurgus erster Klasse und Inhaber noch mehrerer anderer Titel.

Der Chirurgus wollte sprechen, aber der Advokat fuhr fort:

— Stille, Mann, noch sind Sie nicht an der Reihe. Nachher sollen Sie reden, so viel Sie wollen. Noch ist ein dritter Punkt vorhanden, obgleich die beiden ersten schon hinreichen, den dicken Hals des besagten Gentlemans unter das widrige Fallbeil zu bringen. Sie haben damals in der Prozeßsache gegen Paul Wagner diesem ein kleines Pulver gegeben — ein kleines, unbedeutendes Pulver — um den Aerzten den Ausspruch, er sei wahnsinnig, zu erleichtern. Einer der Gefängnißwärter, der Ihren Goldstücken durchaus keinen Geschmack abgewinnen konnte, starb plötzlich — auch in

Folge eines Pulvers. Es war ein kleiner, unbedeutender Giftmord.

Der Chirurgus ward ungemein bleich und fing an zu zittern.

— Ich gab ihm das Pulver nicht, sagte er.

— Sie gaben es ihm, mein lieber Nathanael. Sie kamen an seiner Stube vorbei, als der Mann harmlos seinen Kaffee trank. Er ward in demselben Momente abgerufen, ohne Sie gesehen zu haben. Sie warfen ganz rasch ein kleines Pulver in den Kaffee, nachdem Sie sich überzeugt, daß es Niemand sehen könne. Dann verließen Sie das Gefängniß, ohne daß Jemand Ihre Anwesenheit bemerkt hatte. Das Experiment war ganz gut ausgeführt worden. Der gute Mann starb, und ein Anderer, der Ihren Goldfüchsen zugänglicher war, kam an dessen Stelle. Sie haben der Allgemeinheit einen wesentlichen Dienst geleistet, daß Sie jenen goldscheuen Burschen entfernten.

— Woher wissen Sie das Alles? keuchte der Chirurgus.

— Man erfährt Mancherlei. Diesem kleinen Experiment sah ich selbst zu.

— Sie können niemals Gebrauch davon machen, denn Sie haben keine Zeugen.

— O doch! Es wäre für den Nothfall. Wenn es einmal nothwendig sein sollte, eine gewisse dicke Persönlichkeit aus dem Wege zu schaffen — ich war damals nicht allein.

— O, Sie sind ärger, als zehn Teufel!

Wohlbrecht lachte verächtlich.

— Besser das, als ein unfähiger Mensch, wie Sie. Sie lassen sich die wichtigsten Papiere stehlen, trotzdem Ihr Vogel, der mir mehr Verstand zu haben schein, als sein Herr, Sie darauf aufmerksam macht. Wenn nun jene Papiere in der Hand der Polizei sind?

— So sind wir verloren.

— Sagen Sie lieber: ich bin verloren. Mir würde das wenig schaden.

— Ihr Name ist mehrmals in den Papieren erwähnt.

— Pah, das ist gleichgültig. Kann ich mich nicht nur deshalb in Ihr Vertrauen gedrängt haben, um zu spioniren? Ich bin ein Agent der geheimen Polizei.

— Alle Teufel, ja!

— Zudem sind Sie bereits verdächtig. Sie sind in Untersuchung gewesen.

— Aber glänzend freigesprochen.

— Ja, ja, wir haben eine nette Komödie

gespielt. Aber nichtsdestoweniger sind Sie immer noch verdächtig. Man bewacht Sie ungesehen. Man thut dies auf meinen Antrag. Nehmen Sie sich also in Acht.

— Wie — was? Man bewacht mich? — Warum? — Mein Gott — Sie werden doch nicht —

— Ah, ah, mein dicker Nathanael, wir haben Angst, wir gerathen in Verzweiflung. Wohl, mein Herr, Sie haben alle Ursache dazu. Wie wäre es, wenn ich auf einmal sagte: Herr Nathanael Busch, Sie sind ein Mörder, ein Fälscher, ein Verschwörer! Ich verhafte Sie im Namen des Fürsten auf diesen Verhaftsbefehl! Wie wäre das, Herr Nathanael Busch?

Herr Wohlbrecht hielt dem zitternden Chirurgus einen in aller Form des Rechtes ausgestellten Verhaftsbefehl vor.

— Ich bin verloren, ächzte der kleine Mann.

— Gestehen Sie, daß Sie in meiner Gewalt sind, sagte Wohlbrecht in strengem Tone.

— Ja, Herr Wohlbrecht. Sie haben mich überlistet.

— Gut. So gestehen Sie, daß Sie fortan die Rolle nicht mehr spielen können, die Sie bisher gespielt.

— Ja, ja. Lassen Sie nur den Verhaftsbefehl stecken.

— Sie werden also gehorchen?

— Ja.

— Sie wissen, daß bei jedem Ungehorsam, wenn Sie nur eine Hand breit von dem abweichen, was ich Ihnen befehle, Ihr Untergang unvermeidlich ist.

— Ich weiß es.

— So gefallen Sie mir, Nathanael; auf diesem Punkt wollte ich Sie sehen.

— Sie werden mir mein Geld wiederschaffen, Wohlbrecht. Ich will Alles thun, was Sie wollen, aber geben Sie mir Geld. Es ist meine einzige Freude.

— Außer den Mädchen und dem Grog.

— Schaffen Sie mir mein Geld wieder. Ich flehe Sie an. Seien Sie barmherzig.

— Weiß ich denn, wo Ihr Geld ist? Zuerst hören Sie meine Ordre.

— Ich höre.

— Sie werden nach wie vor der Fabrikation unseres Geldes vorstehen.

— Ich werde es thun.

— Sie werden sich aber um alle übrigen Dinge nicht kümmern.

— Niemals.

— Nie den Prinzen aufsuchen. Hören Sie, niemals.

— Niemals.

— Sie werden mir jeden Sonntag über den Stand unserer Geldgeschäfte Meldung machen. Sonst werden Sie mein Haus niemals betreten. Sollte ich etwas von Ihnen wollen, so werde ich Sie in Ihrer Wohnung aufsuchen.

— Ja wohl.

— Das ist vorläufig das, was ich Ihnen zu befehlen habe. Jetzt gehen Sie!

Der Advokat deutete mit einer gebietenden Miene nach der Thür.

— Noch eins, sagte er. Wegen des Diebstahls in Ihrem Hause werden Sie keine Anzeige machen. Es würde schon an und für sich verdächtig erscheinen, daß ein Mann von Ihrer Stellung so bedeutende Geldsummen in seinem Hause habe. Ich verbiete Ihnen, irgend welche Schritte deshalb zu thun.

— Ich werde gehorchen.

— Sie können gehen.

Als der Chirurgus das Zimmer verlassen hatte, ließ Herr Wohlbrecht ein kurzes, heiseres Lachen hören. Dann trat er mit dem Fuße

heftig auf einen etwas hervorstehenden Nagel in dem Boden seines Zimmers. Die Diele sprang auf und er nahm eine der Mappen aus dem Versteck, die in der Nacht vorher dem Chirurgus gestohlen worden waren. Mehrere Papiere befanden sich darin. Wohlbrecht schloß die Thür und las die Papiere aufmerksam durch. Plötzlich fielen aus einem derselben eine Menge Werthpapiere.

— Die Diebe sind geprellt, murmelte Wohlbrecht. Der dicke Schuft hatte seinen Hauptreichthum in dieser Tasche. Die Kerle werden sich hinter den Ohren kratzen. Im Uebrigen müssen sie doch im Besitze von fünfzigtausend Thalern sein, genug für zwei so durchtriebene Schurken.

Der Chirurgus dagegen erholte sich erst auf seinem Zimmer von den Eindrücken dieses Tages. Eine unterdrückte Wuth ließ ihn die Faust ballen und schreckliche Flüche ausstoßen. Dazwischen jammerte er nach seinem Gelde. Wohlbrecht hatte recht gehabt, als er annahm, daß der Verlust des Geldes diesen Mann geistig vernichten werde. Wenigstens zeigte das Benehmen des Chirurgus, daß sich sein Gehirn in einem sehr abnormen Zustande befand.

Er lief unruhig in seinem Zimmer auf und ab, öffnete zehnmal das geheime Gefach in der Wand und schloß es ebenso oft wieder, indem er schwere Seufzer ausstieß.

Aber allmälig schienen seine Gedanken eine andere Richtung anzunehmen.

Er trat an einen Wandschrank und öffnete denselben. Dieser enthielt eine Menge Flaschen und Gläser von allen Größen, in denen sich allerlei Flüssigkeiten von verschiedenen Farben befanden.

Der Chirurgus nahm mehrere Gefäße heraus und stellte sie in eine Reihe. Der Ausdruck seines Gesichts, der eben noch Angst und Zorn verrathen hatte, nahm jetzt den einer katzenartigen Schlauheit an. Er nahm jedes einzelne Gläschen und betrachtete es gegen das Licht, indem er murmelte:

— Dies hier wirkt augenblicklich, erstarrend — ein vortreffliches Gift, nach dem Tode im Körper nicht mehr aufzufinden. Ich gab dem dummen Gefängnißwärter davon. Dies hier wirkt langsam, entzündend. Ich möchte es dem Schufte geben, der mich überlistet hat. Oder dies; es verwirrt den Verstand und bringt tolle Raserei hervor, aber es tödtet nicht immer. Diese hier sind besser, sie sind absolut tödtlich.

Herr Nathanael Busch fuhr noch eine Zeit lang mit der Musterung seiner entsetzlichen Armee fort. Er machte den Eindruck der feigen Hyäne, die ihren Feind niemals von vorne angreift, sondern ihn zerfleischt, wenn ein muthiges Thier ihn getödtet hat.

3.

Eine milde Stiftung.

Wenige Tage nach diesen Ereignissen ward dem Minister von Bonfort gemeldet, daß ein Mann Namens Wohlbrecht um die Gunst bäte, sich ihm vorstellen zu dürfen.

Der Minister, gewohnt, einem Jeden Zutritt zu sich zu gestatten, so weit es seine Zeit erlaubte, gab sofort Befehl, denselben eintreten zu lassen.

Herr Wohlbrecht betrat mit sehr ehrfurchtsvollen Verbeugungen das Arbeitszimmer des mächtigen Mannes.

— Was führt Sie zu mir? sagte der Minister freundlich.

— Excellenz, eine sehr sonderbare Erbschafts-

Angelegenheit berechtigt mich, vor Ihr Antlitz zu treten.

— Ihr Name?

— Wohlbrecht, Excellenz.

— Ihr Stand?

— Früher Rechtsbeamter, jetzt wegen Kränklichkeit Privatmann.

— So, so! Also eine Erbschaft? Nehmen Sie Platz, Herr Wohlbrecht, und tragen Sie Ihre Sache vor. Wenn es in meinen Kräften steht, Ihnen dienlich zu sein —

— Excellenz sind überaus gnädig; doch ist die Angelegenheit der Art, daß ich durch eine Fügung Gottes zum Vollstrecker eines Testaments gemacht worden bin, welches mancher Noth und mancher Verderbniß Einhalt thun wird. Es ist mir in meinen alten Tagen eine hohe Gnade, daß meine Augen diesen Tag gesehen haben.

Herr Wohlbrecht sprach diese Worte im Tone tiefer Rührung.

— Ich bin sehr begierig — sagte der Minister.

— Ich hatte in meinem Leben, fuhr der Advokat fort, welches reich an Leiden und Entbehrungen, aber auch mit manchen schönen Tagen gesegnet war, einen Freund, dessen Seele

von Jugend auf mit der meinen innig verwachsen war. Wir haben die Jugendjahre mit einander verlebt und später ernste Studien stets gemeinsam gemacht, Einer den Andern fördernd, ermunternd, ergänzend. Wir wurden endlich durch das Schicksal getrennt, indem er eine Stelle in einer kleinen Provinzialstadt annahm, während ich hier in der Residenz einen kleinen Posten erhielt. Wir schieden mit dem heiligen Versprechen, uns bei jedem wichtigen Ereignisse unseres Lebens sehen zu wollen, ja dann, wenn wir das Nahen des Todes verspürten, den Freund zu rufen, damit er in der letzten schweren Stunde an dem Bette des Freundes stehen solle. Unser Beider Leben ist arm an großen Ereignissen geblieben. Beide haben wir das Glück nicht gefunden, welches in stiller Häuslichkeit erblüht. Wir blieben Beide ehelos.

Herr Wohlbrecht hielt inne, wie von einer schmerzlichen Erinnerung ergriffen, und fuhr mit der Hand über die Augen, als ob er Thränen wegwischen wollte.

— Fahren Sie fort, mein Herr, sagte der Minister bewegt.

— Verzeihen Ew. Excellenz, daß ich meiner Empfindung so wenig Meister bin, sagte Wohl-

brecht. In meinem Alter ist man nicht mehr stark genug, bei gewissen Erinnerungen unberührt zu bleiben. Ein Unterschied in unseren Lebensschicksalen ist der, daß mein Freund, von Hause aus einer vermögenden Familie entstammend, sein Vermögen durch weise Sparsamkeit und durch eine große Bedürfnißlosigkeit beträchtlich vermehrte, während ich, immer mit Nahrungssorgen kämpfend, es kaum dahin brachte, daß ich in meinen alten Tagen ohne Sorgen, einfach und bürgerlich sparsam, leben kann.

Es sind jetzt vier Wochen her, daß man mich benachrichtigte, mein Freund liege gefährlich krank darnieder und wünsche dringend, mich zu sehen. Eine Stunde später war ich auf dem Wege zu ihm. Ich fand ihn im Sterben liegend, aber bei klarem Bewußtsein und auf das Letzte gefaßt.

O, er war ein seltener, edler Mensch, Excellenz! Er ergriff meine Hand und sprach mit mir von vielen Dingen aus unserem Leben, von unserer heiteren Kindheit und unserem lustigen Studentenleben. Dann sagte er:

— Meine Stunden sind gezählt. Ich habe noch eine Angelegenheit zu ordnen, ehe ich sterbe. Du wirst mir dabei behülflich sein. Du weißt,

ich habe keine Verwandten. Mein Vermögen ist ziemlich beträchtlich. Ich wünschte damit einen Theil des Elends zu lindern, das auf den Armen in der großen Residenz lastet. Ich bestimme deshalb, daß ein Erziehungshaus für arme, elternlose Kinder in der Hauptstadt begründet werde.

Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß zu einer solchen Stiftung eine gerichtliche Urkunde nothwendig sei. Aber er erwiederte:

— Es ist zu spät dazu. Ich fühle, daß ich kaum noch eine Viertelstunde zu leben habe. Nimm ein Blatt Papier und setze das Testament auf.

Ich that dies nothgedrungen. Er diktirte mir mit schwacher Stimme seinen letzten Willen und unterzeichnete dann mit zitternder Hand. Fünf Minuten darauf starb er.

— Höchst sonderbar, sagte der Minister.

— Mein Freund hatte in den letzten Jahren ganz allein, fast einsiedlerisch gelebt. Auch in seiner letzten Stunde war Niemand um ihn. Ein tiefer Schmerz zehrte an ihm. O, er hat viel gelitten, Excellenz! Verzeihen Sie mir diese Thräne, sie gilt der Erinnerung an das, was mit ewigem Dunkel bedeckt bleiben muß. Seine Schuld war die geringste, seine Reue die größte,

seine Buße die schwerste. Genehmigen Ew. Excellenz, dies sonderbare Dokument zu lesen.

Herr Wohlbrecht überreichte dem Minister ein gefaltetes Blatt.

Der Minister las es mit ernster Miene aufmerksam durch. Ein Zug von Rührung flog über sein Gesicht.

— O, Ihr Freund war ein edler Mensch, sagte er.

— Ja, Excellenz, er war auch ein seltener Mensch.

— Und sechszigtausend Thaler beträgt das Vermächtniß?

— Sechszigtausend Thaler.

— Das ist enorm.

— Es wird hinreichen, eine Stiftung im Sinne meines Freundes in großartigem Maßstabe ins Leben zu rufen.

— Es ist mir eine große Ehre, daß dieser edle Mann mich zum Vollstrecker seines letzten Willens neben Ihnen, mein Herr, ernannt, sagte der Minister. Ich reiche Ihnen die Hand. Sie gebe Ihnen die Versicherung meiner vollkommensten Hochachtung. O, wie Mancher wäre hier der Versuchung unterlegen, für sich selbst diese große Erbschaft zu erschleichen.

— O, Ew. Excellenz rechnen mir die Erfüllung einer Pflicht zu hoch an. Hätte ich eine Stunde Schlaf gehabt, wenn ich die Waisen und Unmündigen nur um einen Thaler gebracht hätte? Nein, Excellenz, Gott ist mit denen, die recht thun. Wer so in der zweiten Hälfte des Lebens steht, wie ich, der denkt recht oft daran, wie es jenseits werden soll. Ich habe genug für meine kleinen Bedürfnisse. Warum sollte ich also nach mehr streben und dadurch meine Seele belasten?

— Sie sind ein Ehrenmann, Herr Wohlbrecht —

— Dies Testament enthält noch eine Klausel, Excellenz, betreffend das Protektorat der neuen Stiftung durch Ew. Excellenz gnädige Frau Gemahlin. Könnte ich die Ehre haben, die hohe Dame persönlich um die Uebernahme der Stelle zu bitten?

— Gewiß, mein lieber Herr. Ich bedaure unendlich, Sie nicht begleiten zu können. Meine Dienstgeschäfte benehmen mir alle Zeit für andere Angelegenheiten. Ich werde indeß sogleich die nöthigen Schritte bei dem Fürsten thun, um diese Angelegenheit officiell zu reguliren. Es wird noch eine gerichtliche Recognition nothwendig sein.

— Darf ich eine Bitte wagen, Excellenz?

— Reden Sie, reden Sie!

— Mein Freund hat den Wunsch ausgesprochen, daß sein Name so wenig als möglich genannt werden möge. Es ist eine seiner Sonderbarkeiten. Sein alter Diener, der allein Auskunft geben kann, ist gegenwärtig hier. Die Vernehmung desselben könnte vielleicht ganz im Stillen geschehen. Mein Freund bewohnte mit diesem alten Manne ein kleines Haus im Gebirge, nachdem er sich zur Ruhe gesetzt hatte. Er hatte schon lange vor seinem Tode seine Kapitalien nach und nach an sich gezogen, und sein Vermögen lag bei meiner Ankunft bereit. Ich werde die Ehre haben, Ew. Excellenz die Werthpapiere zu übergeben.

Der Advokat zog ein Bündel Papiere hervor und übergab sie dem Minister. Dieser klingelte und befahl dem eintretenden Sekretair, eine Quittung darüber auszufertigen.

— Ich werde noch heute diese Papiere den Gerichten übergeben, sagte er dann. Es ist sicherer, und diese große Verantwortlichkeit würde mich beunruhigen.

Wohlbrecht steckte die Quittung ein und sagte:

— Das Leben meines Freundes enthielt manches Absonderliche.

— Das Sonderbarste aber bleibt sein Tod — ohne Arzt —

— Er wollte keinen. Jede Bitte des alten treuen Dieners, ihm zu erlauben, eine solche Hülfe herbeizuholen, wies er mit den Worten ab: Laß, laß, meine Stunde ist gekommen.

— Wir sprechen über diese Angelegenheit noch einmal.

— Zu Ew. Excellenz Befehl.

— Ich danke Ihnen vorläufig im Namen der Armen, die durch Sie dem Elend, der Erniedrigung, der Schande entzogen werden.

— Nicht mir, Excellenz, nicht mir. Ich bin glücklich, daß ich hier auf dieser argen Erde einen Freund hatte, der schon hienieden ein Verklärter war.

— Leben Sie wohl, mein Herr, sagte der Minister, Wohlbrecht herzlich die Hand drückend.

Der Advokat verließ das Ministerial-Gebäude, um sich in das Hotel des Ministers zu begeben.

— Sieh', sieh', murmelte er, welchen Segen stiftet das Geld des dicken Chirurgus. Wenn der Bursche das wüßte, er käme gelaufen und

verdürbe Alles wieder. Ich schlage zwei Fliegen mit einer Klappe. Wie der Minister gerührt war, als ich ihm das Testament, das ich selbst ganz allein gestern Abend fabricirt habe, überreichte? Die Sache wird ruchbar werden und die Zeitungen werden darüber sprechen. Es ist gut, daß ich jenes alte Haus im Gebirge noch besitze. Ich kann es jetzt gut gebrauchen. Zwar hat seit zehn Jahren Niemand darin gewohnt, als Ratten und Mäuse, aber der alte Lippert wird seine Sache schon gut machen; ich kenne ihn. Er wird den klugen Herren vom Gericht so schöne Geschichten von seinem guten Herrn erzählen, daß sie Alle gerührt sein werden. Das Volk wird mich vergöttern. Man wird meinen Namen als den eines edlen Volksfreundes nennen, und fürwahr, ich bin es auch. Ich will diesem Volke helfen, aber auf meine Art. Doch halt, hier bin ich. Nun, Frau von Bonfort, ist die Reihe an Ihnen.

Der Advokat zog an der Klingel. Die Thür ward geöffnet und er fragte den Bedienten:

— Ist Ihre Excellenz, Frau von Bonfort, zu sprechen?

— Ich werde Sie melden. Ihr Name?

fragte der Bediente, indem er einen hochmüthigen Blick über das etwas unscheinbare Aeußere des Mannes gleiten ließ, der mit sehr demüthiger Miene vor ihm stand.

— Wohlbrecht ist mein Name, mein Lieber.

— Ich zweifle, mein Herr, daß Ihre Excellenz zu sprechen sein wird.

— Das würde mir sehr leid thun, mein Freund. Ich komme soeben von Sr. Excellenz, dem Herrn Minister. Eine wichtige Angelegenheit verschafft mir armem Manne die Ehre —

— Sie kommen von dem Herrn Minister — so — eine wichtige Angelegenheit —

— Ja, mein Freund.

— Ich werde Sie melden.

Herr Wohlbrecht blieb in demüthiger Stellung da stehen, wo ihn der Bediente verlassen hatte. Es währte eine ganze Weile, ehe dieser zurückkehrte und ihn ersuchte, ihm zur gnädigen Frau zu folgen.

Frau von Bonfort, eine Dame von hoher Gestalt, etwa fünfundvierzig Jahre alt, trug die Spuren großer Schönheit noch unverkennbar in den überaus geistreichen Zügen. Sie war sehr gewählt gekleidet und hielt ein Buch in der Hand, in dem sie, wie es schien, gelesen hatte.

Herr Wohlbrecht setzte ihr den Zweck seines Besuches auseinander, indem er überall Worte der höchsten Ehrfurcht beifügte.

Frau von Bonfort hörte ihm mit Bewunderung, und indem sie einige Male erstaunte Ausrufungen nicht unterdrücken konnte, zu. Als er geendet hatte, sagte sie:

— Ich muß es für eine große Ehre halten, von einem Fremden zur Leitung einer Angelegenheit von so ersprießlichem Nutzen für die Allgemeinheit aufgefordert zu werden.

— Und Sie willigen ein, Gnädigste?

— Sehr gern. Ich werde mit meinem Gemahle gemeinschaftlich die Sache betreiben und danke Ihnen.

— Vielleicht ist der Erblasser Ihnen nicht so ganz fremd, meine Gnädigste?

— Bullmer — so ist der Name?

— Ja, meine Gnädigste.

— Ich kann mich nicht entsinnen, diesen Namen je gehört zu haben.

— Doch fand sich in seiner Hinterlassenschaft ein Brief, der an Sie gerichtet zu sein scheint.

Herr Wohlbrecht zog ein versiegeltes Schreiben mit der Adresse der Frau von Bonfort aus der Tasche. Sein Blick ruhte lauernd auf ihr,

während sie las. Der Brief enthielt folgende Worte:

„Gnädige Frau!

Ein Zufall hat mich in den Besitz eines schweren Geheimnisses gesetzt, das Sie betrifft. Mein Freund Wohlbrecht wird Ihnen ein Näheres sagen können. Ein Unglücklicher, der behauptet, nahe Anrechte an Ew. Excellenz zu haben, Ansprüche der Geburt, steht vor mir und bittet mich flehendlich, daß ich, der ich Mitwisser dieses schrecklichen Geheimnisses bin, Sie auf meinem Todtenbette um Gerechtigkeit für ihn anrufe. Mein Leib gehört dem Grabe, meine Seele dem Allerhöchsten. Ich darf reden, wie es mein Gewissen erheischt, ohne Furcht vor den Menschen. Lassen Sie jenen Menschen, der Ihr Sohn ist, nicht länger in Schmach und Elend.

Dies ist die Stimme eines Sterbenden, Madame. Gehorchen Sie ihr; es wird Ihnen Segen bringen hier und dort."

Frau von Bonfort hatte ausgelesen. Eine fahle Blässe bedeckte ihr Gesicht.

— Mein Herr, stammelte sie, dies ist ein sonderbarer Brief.

— Gnädige Frau — Ihr Aussehen — Sie werden bleich — rief Wohlbrecht im Tone der Besorgniß.

— Es ist nichts, mein Herr, es geht vorüber. Kennen Sie den Inhalt dieses Schreibens?

— Ja, gnädige Frau.

— So kommen Sie, mein Herr, unter dem Deckmantel dieser frommen Stiftung, um mich zu beleidigen, zu beschimpfen. Ist das recht, mein Herr? Verlassen Sie dies Haus!

— Ich bin erstaunt, meine Gnädigste, erwiederte Wohlbrecht ruhig, daß Sie so heftig Beschuldigung auf Beschuldigung häufen, ohne von mir ein Wort gehört zu haben —

— Was haben Sie mir zu sagen?

— Ich kam an das Sterbebett meines Freundes, als er noch eine Stunde zu leben hatte. Er nahm mir einen heiligen Eid ab, daß ich nach seinem Willen Alles ausführen sollte. Hätten Sie diesen Eid nicht geleistet, gnädige Frau?

Frau von Bonfort schwieg. Wohlbrecht fuhr wieder fort:

— Ich handle nur diesem Schwure gemäß, wenn ich so zu Ihnen komme. Ich empfinde

selbst tief, wie zweideutig, wie verwerflich in gewisser Beziehung die Rolle ist, die ich hier spielen muß. Aber giebt es einen Ausweg? Glauben Sie nicht, gnädige Frau, daß ich Alles lieber gethan hätte, als einer so würdigen und gefeierten Dame alte, längst vergessene Sachen in's Gedächtniß zurückzurufen, wenn nicht dieser unglückselige Eid —? O, gnädige Frau, ich will gern ruhig sterben!

— Ich glaube Ihnen, mein Herr, ich glaube Ihnen. Doch ist es wirklich lächerlich, über die ganze Geschichte zu sprechen, die nichts weiter ist, als eine gegen mich angesponnene Intrigue, eine freche Verleumdung.

— O, wie wehe thut es mir, sagte Wohlbrecht in traurigem Tone, daß ich Ihnen widersprechen muß. Mein Freund übergab mir vor seinem Tode ein Dokument. Wollen Sie die Güte haben, es eines Blickes zu würdigen.

Frau von Bonfort nahm zitternd das Papier aus seiner Hand. Sie überflog es mit einem Blicke und ward wieder sehr bleich. Dann schoß plötzlich ein tiefes Roth über ihre Züge. Mit einer heftigen Bewegung des Armes schleuderte sie das Papier in den Kamin, in dem ein helles Feuer brannte.

In wenigen Sekunden hatten die Flammen das Papier verzehrt.

Frau von Bonfort wendete sich zu Wohlbrecht zurück. Aus ihren Augen leuchtete ein Triumph.

Wohlbrecht hatte der ganzen Procedur mit ruhigem Lächeln zugeschaut.

— Warum so heftig, gnädige Frau? sagte er. War bis jetzt noch ein Zweifel an der Wahrheit dieses Schreibens, so ist er jetzt beseitigt. O, Madame, Sie sind gewiß die Mutter jenes Unglücklichen.

— Mein Herr, Sie spielen eine Rolle gegen mich, die mindestens zweideutig genannt werden muß, sagte Frau von Bonfort stolz. Ich wiederhole Ihnen das, und dann ersuche ich Sie nochmals, das Haus zu verlassen.

— Im Angesicht jenes Dokuments, gnädige Frau?

— Im Angesicht des Papiers, welches ich soeben verbrannt habe. Wollen Sie mit den schwarzen Fetzen dort im Kamin gegen mich auftreten, so thun Sie es.

— O, Gnädigste, das Papier, welches Sie zu verbrennen die Güte hatten, war nicht das Original, sondern nur eine beglaubigte Abschrift.

Die Wirkung, welche diese mit kaltem Tone gesprochenen Worte auf Frau von Bonfort hervorbrachten, war unbeschreiblich. Sie sah sich in der Gewalt eines Mannes, der mit tödtlicher Ruhe, mit einer offenbaren Ueberlegenheit auf sie herabsah, dem man aber deutlich anmerkte, wie er diese Ueberlegenheit ruhig bis zum letzten Tropfen über sie ausgießen und benutzen würde.

Frau von Bonfort hatte zuerst einen Blick auf Wohlbrecht geschleudert, der den ganzen Zorn und Haß ausdrückte, den sie in diesem Augenblick empfand. Wohlbrecht erwiederte ihn in lächelnder Ruhe. Dann senkte die stolze Frau ihr Auge vor dem Manne und eine glühende Röthe bedeckte ihr Antlitz, indem sie sich unwillkürlich mit der Hand auf die Sophalehne stützte.

Es dauerte lange, ehe Frau von Bonfort die Verwirrung, die sich ihrer bemächtigt hatte, so weit überwand, daß sie wieder zu Wohlbrecht aufsah. Dann sagte sie leise:

— Ich sehe, mein Herr, daß Sie im Besitz eines Geheimnisses sind, welches mich sehr kompromittirt. Ich weiß, daß Sie dies Geheimniß benutzen werden. Sie sind nicht das, mein Herr, wofür Sie gelten wollen. Es liegen tiefere Absichten bei Ihnen zu Grunde.

— O, meine Gnädigste, Sie sehen Gespenster! Was sollte ich armer Mensch gegen Sie, die Gemahlin des allmächtigen Ministers, vermögen?

— So händigen Sie mir jenes Dokument aus. Ich will es Ihnen königlich lohnen, mein Herr. Fordern Sie, so viel Sie wollen, mein halbes Vermögen!

— Sie verkennen mich und meine Absicht, sagte Wohlbrecht demüthig. Wie könnte ich Geld nehmen und dem Schwure untreu werden, den ich meinem sterbenden Freunde geleistet? Ich würde mich des Nachts fürchten, daß sein Geist käme und mir Vorwürfe mache, weil ich Geld höher geschätzt, als die Erfüllung seiner Freundesbitte. Nein, nein, gnädige Frau! Ich will arm bleiben, aber ein ehrlicher Mann.

— Und was verlangen Sie von mir?

— Ich? O, gar nichts! Mein sterbender Freund —

— Seien Sie kurz, mein Herr. Ihr sterbender Freund hat Ihnen einen Auftrag gegeben, der, eines Ehrenmannes ganz unwürdig, das Glück einer Familie zu zerstören, eine Frau unglücklich zu machen droht, die bisher die volle Achtung genossen hat.

Frau von Bonfort brach in Thränen aus.

Wohlbrecht betrachtete sie mit einem unendlich höhnischen Blicke und sagte dann kalt:

— Die diese Achtung auch vollkommen verdient und unversehrt behalten soll, wenn —

— Nun, mein Herr? sagte Frau von Bonfort, sich schnell die Thränen aus den Augen trocknend. Fahren Sie fort!

— Wenn diese Dame ihren Verpflichtungen nachkommt. Hören Sie mich ruhig an, gnädige Frau. Ich kam zu Ihnen, um Sie zu bitten, daß Sie das Protektorat einer milden Stiftung annehmen möchten. Ich gab Ihnen sogleich Gelegenheit, im Geiste dieser Stiftung zu wirken. Hier ist ein Kind, verlassen von seinen Eltern, verdorben von dieser bösen Welt, dessen unsterbliche Seele Sie retten können, indem Sie ihm seine Rechte als Mensch, die ihm so lange entzogen waren, wiedergeben.

— Sparen Sie Ihre Worte, mein Herr. Was soll ich thun?

— Ihren Sohn anerkennen.

— Niemals! Lieber den Tod! erwiederte Frau von Bonfort.

— Alsdann erfährt noch heute der Minister und die Welt das Dasein dieses illegitimen Kindes.

— O, mein Gott!

Frau von Bonfort stützte sich wieder mit der Hand auf den ihr zunächst befindlichen Gegenstand.

— Ich kann es nicht, murmelte sie.

— Sie müssen es, sagte Wohlbrecht ruhig. Ich meine das indessen nicht so, daß Sie ihn vor der Welt anerkennen sollen. Sie sollen ihn in einer Zusammenkunft als Ihren Sohn umarmen. Dies kann ganz heimlich geschehen. Dann setzen Sie ihm ein Jahrgehalt aus, welches ihn in den Stand setzt, standesgemäß zu leben. Wollen Sie das?

— Ja, ich will es.

— Ich danke Ihnen, gnädige Frau, im Namen dieses armen Verstoßenen.

— Sind Sie zu Ende?

— Noch nicht, meine Gnädigste. Es wird in einiger Zeit möglich sein, Ihren Sohn in eine kleine Stelle in den Bureaus Ihres Herrn Gemahls einrücken zu lassen.

— Mein Gott, wie soll das möglich sein? Sie selbst sagen, er sei ungebildet, in der Hefe des Volkes aufgewachsen.

— Die gnädige Frau haben allerdings bis jetzt noch wenig Sorgfalt auf die Erziehung

Ihres Sohnes verwendet. Indessen das wird sich geben; ich selbst werde den jungen Mann zu mir nehmen, um ihn vorzubilden. Er wird im Anfange der Nachhülfe bedürfen; doch er kann schreiben —

— Kommen wir zu Ende, mein Herr. Sie begreifen, daß diese Unterredung —

— Für Sie von geringem Interesse ist. Ich begreife das. Zur Zeit werde ich Ihnen Meldung abstatten und dann läßt sich jene Zusammenkunft leicht veranstalten in meinem Hause. Das Jahrgehalt wird sich finden.

Frau von Bonfort ging schnell nach ihrem Schreibtisch und nahm eine Rolle Geld heraus.

— Hier nehmen Sie für den Augenblick, sagte sie.

— Ich danke Ihnen, Madame. Wann darf ich Sie bitten, mich zu besuchen?

— Ich weiß nicht, mein Herr. Gehen Sie jetzt. Der Minister pflegt um diese Zeit den Thee bei mir zu trinken —

— Und könnte uns stören bei unsern Verhandlungen über jene milde Stiftung zur Erziehung verwahrloster Kinder? fragte Wohlbrecht mit scharfer Betonung. Das ist wahr. Ich gehe.

Herr Wohlbrecht verließ Frau von Bonfort, indem er mit sehr höflichen Verbeugungen von ihr Abschied nahm, die ebenso höflich kalt erwiedert wurden.

Herr Nathanael Busch befand sich um dieselbe Zeit allein auf seinem Zimmer. Es war in den wenigen Tagen, die seit dem nächtlichen Einbruch verflossen waren, eine große Veränderung mit ihm vorgegangen. Sein Gesicht sah aufgedunsen und krankhaft erhitzt aus, während doch die Spuren eines rasch vorschreitenden Verfalls in den tiefeingegrabenen Linien unverkennbar waren.

Dieser Mann hatte Alles verloren. Er hatte bisher das Spiel in der Hand gehalten und Geld gesammelt. Man hatte ihm das erstere aus der Hand gerissen, das letztere gestohlen.

Der Schlag war gut geführt. Nathanael Busch fühlte sich widerstandslos, unfähig, gegen seinen mächtigen Gegner einen Schlag zurückzuführen. Sein Charakter war feig und verschmitzt. Ohne irgendwie in seinem Auftreten etwas davon kund zu geben, suchte er doch

nach einem Mittel, sich zu rächen. Er that es, wie die Schlange, die unhörbar naht und den tödtlichen Stich geführt hat, ehe sie gesehen wurde.

Der Chirurg saß an einem Tische, auf dem neben mancherlei anderen Dingen, die dort umherlagen, eine Flasche und ein Glas stand. Er goß bisweilen etwas von der stark spirituösen Flüssigkeit in das Glas und trank es langsam aus. Dann saß er wieder lange, den Kopf auf die Hand gestützt und starrte vor sich hin, wie wenn sein Geist an einer Vorstellung haften bliebe. Dann fuhr er plötzlich in die Höhe und trank hastig. So war schon manche Viertelstunde vergangen. Jetzt erhob sich der Chirurg und ging etwas wankenden Schrittes auf die Wand zu, in der das verborgene Gefach war. Er drückte auf den Knopf und die Verschiebung öffnete sich. Er tastete mit der Hand darin umher, als ob er etwas suche. Dann entrang sich ein Stöhnen seiner Brust.

— Alles fort, murmelte er — ich bin ein Bettler. — — Ich weiß nicht, warum ich immer daran denke, Wohlbrecht habe das gethan — — er ist zu Allem fähig — o, ich geschlagener Mann!! — Er soll aber nicht triumphi-

ren — nein — er soll es nicht. Ich werde mich rächen!

Seine Stimme sank zu unverständlichem Flüstern herab. Er stand noch immer an derselben Stelle und sah lange starr in die leere Luft. So hatte er, wie von einer plötzlichen Angst getrieben, schon oft den geheimen Geldschrank geöffnet, und er wußte doch, daß er nichts mehr von dem finden werde, was sein Herz allein geliebt hatte auf dieser Welt — von seinem Gelde.

Es war das eine fixe Idee bei ihm geworden. Aber neben dieser stand nur noch eine andere in seinem verdunkelten Gehirn. Es war dies die: Ich will mich rächen. — Und er sann Tag und Nacht darüber, wie er sich rächen könne.

Es war todtenstill in dem Gemach. Den Papagei hatte der Chirurg in einem Anfall von Wuth getödtet. Das war das einzige Wesen, welches seine Einsamkeit belebt hatte. Seit der Vogel todt war, war es so unheimlich grabesstill geworden und nur die eigenen Gedanken standen gleich Gespenstern um den unglücklichen Bewohner dieser Räume.

Der Chirurg schloß jetzt das Gefach und

ging zu einem Wandschränkchen, in dem viele kleine Gläser und Flaschen standen. Wir wissen, wie er schon einmal alle die Gifte musterte, die in diesen Phiolen enthalten waren. Nathanael Busch wollte seinen Feind vergiften. Aber wie — wie? — Er dachte an Ellia. Sie konnte Wohlbrecht durch ihre Reize anlocken und ihm im Taumel der Sinne ein Glas Wasser bieten, die Gluth zu kühlen — ganz, für immer. — Aber Wohlbrecht schien keine Sinnlichkeit zu besitzen. — Er wollte ihm in einem Glase Grog den Tod geben. — Aber Wohlbrecht trank nun gewiß keinen Grog mehr bei ihm.

Er rieb sich die Stirn. Es wollte ihm kein Mittel einfallen. Er trank wieder rasch hintereinander ein paar Gläser und ging dann zu dem Schränkchen zurück. Er nahm eine kleine Phiole und stellte sie auf den Tisch. Dann trat er dicht davor und starrte auf die helle Flüssigkeit, die in der Phiole war.

— Fünf Tropfen hiervon, murmelte er, und ich habe ihn getödtet.

Nathanael Busch sah sich erschrocken um, als ob Jemand diese ganz leise gesprochenen Worte hätte hören können. Aber kein lebendes Wesen war ja nahe und selbst der Papagei war todt.

— Fünf Tropfen, wiederholte er — nur fünf Tropfen.

Plötzlich schien ihm ein Gedanke zu kommen, den er festhielt, wie einen glücklichen Fund. Ein abscheuliches Lächeln verzerrte seine Züge.

— Es geht so, murmelte er. Wohlbrecht gebraucht Wasser, um sein Gesicht zu waschen. Zwanzig Tropfen in dies Wasser und er erblindet zuerst und stirbt dann. — Ja, ja, so geht es. Hahaha, ich will ihn sterben sehen. Ich kann das schon. Ich sah den Gefängnißwärter, als er starb. Ich fürchte mich nicht.

Der Chirurg that, durch diese Idee erregt, einige hastige Schritte durch's Zimmer. Dann trank er wieder ein Glas, sein Kopf sank wie vorher in die Hand und sein Blick wurde wieder so starr und unbeweglich. Plötzlich fuhr er empor. Das Gläschen mit dem Gifte stand noch immer auf dem Tische. Er nahm es hastig und stellte es in das Schränkchen, in die Reihe der andern Gläschen, die da standen.

— Zwanzig Tropfen, murmelte er, indem ein häßliches Grinsen wiederum sein Gesicht verzog, nur zwanzig Tropfen. Wohlbrecht, unsere Rechnung ist noch nicht geschlossen.

Unterdessen hatte Wohlbrecht seine Wohnung erreicht. Man sagte ihm unten, Herr Nördlinger habe schon zweimal nach ihm gefragt. Er werde in einer halben Stunde wiederkommen.

Wohlbrecht stieg die Treppe hinauf, indem er dachte:

— Hugo wird kommen, um seinen Bericht über die Katastrophe auf dem Amtshofe abzustatten. Glücklicherweise kenne ich den Hergang schon und bin also vorbereitet. Er hat, wie gewöhnlich, den Sentimentalen gespielt, und dadurch mir gedient. Der Amtshof wird mein und Liebig mag sehen, wo er hinkommt. Paul Frindlar ist um seine Frau und mag sein Geld besser placiren, als in Ländereien. Hugo aber ist hoffentlich von jeder Jugendschwärmerei kurirt und reif, meine großen Pläne zu ahnen. — Wir werden sehen.

Der Advokat machte es sich bequem. Er war heute bei sehr guter Laune und trank sogar aus einer kleinen Flasche ein Glas Wein.

Es dauerte nicht lange, bis Hugo Nördlinger kam. Er sah sehr bleich aus und seine Gestalt hatte viel von der früher so kräftigen Haltung verloren. Sein Auge war matt und bisweilen von einem unheimlichen Glanze erfüllt.

Er trat mit einem kurzen Gruße in das Zimmer und warf seinen Hut in eine Ecke des Sopha's. Dann setzte er sich Wohlbrecht gegenüber und sagte:

— Ich war im Gebirge.

— Ich weiß es, sagte der Advokat kurz.

— Kennen Sie auch die dortigen Vorgänge?

— Keine Silbe. Ich hoffe das von Ihnen zu erfahren.

— Die Verlobung Paul Frindlars mit Elisabeth ist zurückgegangen.

— So? fragte der Advokat kalt. Ich dachte das schon lange. Elisabeth war zu gut für diesen Mann.

— Die Sache ist zum Eclat gekommen. Ich kam im Augenblick der Trauung in der Kirche an. Sie stand vor dem Altar. Ich war wie wahnsinnig und rief laut ihren Namen. Sie drehte sich um und fiel dann ohnmächtig nieder. O, es war das Alles entsetzlich.

— Haben Sie Elisabeth nachher gesprochen?

— Ja.

— Nun, und was sagte sie?

Hugo antwortete nicht. Wie wenn die Erinnerung an diese Dinge ihn plötzlich mächtig bewegte, so sprang er auf und ging bis zum

Fenster. Wohlbrecht schaute ihm lächelnd nach und sagte:

— Immer noch exaltirt.

Hugo drehrte sich um und trat dicht vor den Advokaten. Seine Stimme zitterte leise.

— Sie wollen wissen, fragte er, was Elisabeth sagte? Hören Sie es, Mann, und begreifen Sie dann, wie all' mein Blut noch jetzt in Wallung ist.

Der junge Mann erzählte nun seine Unterredung mit Elisabeth in kurzen eilenden Worten und sagte dann:

— Elisabeth wird für mich beten, daß ich von dem Wege lasse, den ich eingeschlagen habe, und ich will es, Wohlbrecht. Dieser Weg führt zum Verderben.

— So gehen Sie einen andern.

— Ich bin ausschweifend geworden. Sittlichkeit wurde mir ein Phantom.

— Pah, ein wenig Genuß — ein Glas Wein — ein üppiges Weib — wer verdenkt das einem jungen Mann!

— Ich bin unzufrieden — unruhig —

— Ihre sentimentale Richtung, lieber Freund. Wären Sie weniger Empfindungsmensch, so würden Sie ruhig und zufrieden sein. Sie werden

niemals mit dem Leben zurecht kommen, wenn Sie dies Weiche nicht abstreifen.

— Ich arbeite für einen Zweck, den ich nicht kenne —

— Sie werden ihn kennen lernen.

— Nein, nein, Wohlbrecht — mein Entschluß steht fest — ich gehe. Ich komme, um mich von Ihnen zu verabschieden. Ich will arbeiten, um zu leben — aber anders, als hier.

— Gut. So gehen Sie. Ich halte Sie nicht.

Wohlbrecht sprach diese Worte mit der vollkommensten Ruhe.

— Warum sagen Sie das so kalt, Wohlbrecht? Ich möchte ohne Groll von Ihnen gehen. Ich bin Ihnen Dank schuldig in vieler Hinsicht. Ich möchte nicht, daß Sie dächten, ich empfände diesen Dank nicht. Es ist nur immer eine Stimme in meiner Brust, die mich wegtreibt. Warum, weiß ich nicht.

— Ich hege keinen Groll gegen Sie, Hugo. Ich bedaure nur, mich in Ihnen getäuscht zu haben.

— Getäuscht, Wohlbrecht? Das Wort enthält viel Bitteres.

— Doch kann ich es nicht umgehen. Ich

wollte Sie zu großen Zwecken erziehen, Ihnen den Weg bahnen zu Ruhm und Ehre, zu einer Wirksamkeit im Interesse der Nation. Sie wollen nicht mitarbeiten an dem Schicksal dieses Volkes, das Ihr heimisches ist. — Gut. Ich dränge mich Niemand auf.

— Wohlbrecht, sagen Sie mir, was diese Zwecke sind.

— Wozu, Hugo? Sie sind zu jung, zu weich, um große Ideen begreifen zu können.

Hugo schwieg verletzt. Der Advokat fixirte ihn eine Weile und fuhr dann fort:

— Aber Sie sollen sehen, daß ich es wohl mit Ihnen meine, daß ich mehr Vertrauen in Sie setze, als in irgend einen andern Menschen. Hören Sie die Arbeit, die vor uns steht. Hören Sie und wählen Sie dann. Zuvor schwören Sie unverbrüchliches Schweigen in jedem Falle.

— Ich schwöre es! sagte Nördlinger.

Der Advokat heftete den Blick fest auf ihn und sagte:

— Haben Sie nie von der Zeit gehört, da eine andere Dynastie dies Land beherrschte, ein Geschlecht starker, ritterlicher Männer und edler Frauen?

— Es ist noch nicht so lange her, daß nicht Viele davon wissen sollten nach ihrer eigenen Anschauung.

— Man sagte damals, Niemand lebe mehr von diesem Geschlecht.

— Der Fürst starb in einem Grenzdorfe. Seine Söhne sollen untergegangen sein.

— Seine Söhne leben und ihre Kinder leben. Wir wollen die jetzt regierende Dynastie stürzen, um die Rechte dieser edlen Prinzen zur Geltung zu bringen. Dies ist unsere große Aufgabe.

Der Advokat schwieg einen Augenblick, indem er seinen Blick auf Hugo ruhen ließ. Dann fuhr er fort:

— Sie haben für eben diesen Zweck gearbeitet, Hugo. Sie haben, ohne es zu wissen, die Rechte dieser unglücklichen Prinzen der Welt bewiesen. Unser Blatt, statt wie es den Anschein hatte, demokratische Prinzipien zu vertreten, hat blos den Zweck, zu beweisen, wie wenig das gegenwärtige Regiment auf dem Boden des Volkswohls ruht und wie aus der Nation heraus eine neue Dynastie erstehen muß. Wir werden diesen Zweck erreichen und auf den Trümmern des jetzt bestehenden wird der neue

Thron errichtet werden, den ein Bürgerfürst besteigen wird. Scheint Ihnen diese Aufgabe einer Manneskraft würdig?

— Sie ist es gewiß, entgegnete Hugo.

— Nun wohl, warum zögern Sie, sich ihm mit voller Seele hinzugeben?

— Wohlbrecht, beantworten Sie mir eine Frage: Welcher Mittel bedienen Sie sich zur Erreichung dieses Zweckes?

— Fragt der Löwe darnach, ob er recht hat, wenn er das dumme Schaf würgt? Wir bedienen uns aller Mittel, Hugo, die überlegene geistige Kraft, eiserne Energie gewähren. Wir werden siegen — nicht, weil unsere Sache die bessere ist — es giebt in der Geschichte der Dynastien kein Recht und kein Unrecht — sondern weil unser die moralische, die intellectuelle Macht, unser der gewaltige Wille, unser die Lust zu arbeiten, zu kämpfen ist. — Ich habe Ihnen Alles gesagt. Gehen Sie hin zu der Polizei dieses Staates, sagen Sie, Wohlbrecht wolle einen Thron zerstören, einen andern aufrichten —

— Wohlbrecht, Sie werden mich solcher Schurkerei nicht fähig halten.

— Sie werden dann vielleicht wieder im Staatsdienst angestellt.

— Was soll das, mein Herr! Ich dulde diese Beleidigung nicht!

— Schwacher Knabe!

— Ha, nun genug! rief Hugo erbleichend.

Wohlbrecht betrachtete ihn mit lächelndem Hohne. Der junge Mann sprang mit einem Satze nach einer Stelle, wo an der Wand zwei Pistolen hingen. Er riß sie herab und dann mit festem Schritte auf den Advokaten zugehend, sagte er mit tonloser Stimme:

— Nehmen Sie dieses Pistol, Herr Wohlbrecht. Sie haben mich tödtlich beleidigt. Dies Zimmer ist groß genug. Ich bin kein Knabe und verlange Genugthuung. Oder, mein Herr, ich schieße Sie nieder, wie einen Hund!

Wohlbrecht schleuderte das Pistol mit einer verächtlichen Geberde in die Ecke des Sopha's und sagte ruhig:

— Sie sind kein Knabe, Hugo, nein, bei Gott nicht! Sie sind ein Mann! Doch schießen Sie! Hier ist meine Brust. Warum zielen Sie nicht? Ich habe Sie beleidigt. Rächen Sie sich.

Hugo stand mit finster grollendem Blick dem Advokaten gegenüber, der ihn ruhig lächelnd anblickte. Er ließ langsam die Pistole sinken und trat einen Schritt zurück.

Wohlbrecht ging auf ihn zu und ihm die Hand entgegenhaltend, sagte er:

— Sie schießen nicht? Wohl, so nehmen Sie diese Hand. Ich wußte, daß Sie so handeln würden; ich liebe Sie dieser jugendlich sprudelnden Kraft willen. Ihre Kugel hätte großen Entwürfen ein Ende gemacht. Doch hören Sie noch das: Derjenige, der also seine Ehre wahrt, kann die Schmach eines ganzen Volkes nicht ansehen, ohne zu erröthen, daß er nichts, gar nichts zu thun wisse für sein armes, geknechtetes Volk. Er kann nicht unberührt vorübergehen an den Stätten des Elends und der Schmach; er kann nicht ruhig schlafen, so lange da draußen noch des Volkes Schweiß und Blut frech verpraßt wird.

Ich bin nicht der Mann, der sich vor den Stühlen der Fürsten beugt. Doch liebe ich mein Volk mehr, als mich selbst. Mag jener Mann den Thron seiner Väter wieder aufrichten. Er wird es nur thun, geläutert durch das Unglück, wissend, daß kein Thron höher steht, als der, dessen Pfeiler die Liebe des Volkes sind. Wir Alle aber wissen, daß eines Volkes Haupt geheiligt dastehen muß und daß Hauptlosigkeit Gesetzlosigkeit ist. Darum wollen wir an dem neuen

Fürsten hangen, der eine bessere Zeit für dieses Volk bringen wird. Ich weiß, daß Sie von diesem Werk nicht Ihre Hand ziehen. Doch steht es Ihnen frei — gehen Sie. Ich weiß, daß keine Miene, kein Wort und keine That verräth, was diese Stunde Ihnen enthüllte. Was ich vorhin gesagt, vergessen Sie. Ich wollte Ihre Kraft nur rege machen, die oft unter weichen Träumen schlummert.

Sie sagten mir selbst, daß Sie sich losgerissen von den Fesseln, die einst ein jugendlich unklares Empfinden um sie warf. Sie gingen von Elisabeth —

— Wie ein Verbrecher, der ihre reine Nähe befleckt.

— Nein, wie ein Mann, der sich seiner Aufgabe klar bewußt ist. Die Zeit verlangt ganz anderes Empfinden, als weichen Schmerz, weil uns ein Traum gelogen. Sie lügen alle. Uns gehört die Gegenwart allein. Was ist es, um das wir spielen — um morgen heute und um übermorgen morgen.

— Wohl wahr. Doch warum kann ein reines Herz, wie das Elisabeths, nur schaudernd an das Werk gedenken, was Sie zu schaffen bemüht sind?

— Weil Weiber nicht für Männerwerke taugen. Verlangen Sie von der sanften Taube, sie solle, wie der Adler, bis zur Sonne fliegen? Lassen Sie die Tauben girren, seien Sie der Adler, der gen Himmel strebt.

Der Advokat schwieg. Hugo schleuderte das Pistol, das er noch immer in der Hand hielt, von sich und ging auf Wohlbrecht zu.

— Sie wollten mir vorhin die Hand geben, sagte er mit fester Stimme. Ich nahm sie nicht, weil etwas noch zwischen uns stand. Jetzt biet' ich Ihnen meine Hand. Ich will zu jenem Werke, was an mir ist, wirken. Ich müßte kein Mann sein, wollte ich hier zaudern. Vergessen sei, was hinter uns liegt. Der ganze Groll, der in uns gährt, er werde lebendig in Wort und That — und stürzen soll, was unsere Zukunft trübt. Wohlbrecht, Ihre Hand! Ich gehöre Ihnen!

4.

Rache.

Das Gespräch zwischen dem Advokaten Wohlbrecht und Hugo Nördlinger, welches wir geschil-

dert haben, hatte am zwanzigsten Oktober stattgefunden. Zwei Tage darauf verließ Herr Wohlbrecht gegen acht Uhr des Abends seine Wohnung, um sich zu Bertha von Wildenoff zu begeben. Er summte leise ein Lied vor sich hin, während er die Straße entlang ging.

Sobald er etwa hundert Schritte von seiner Wohnung entfernt war, trat aus dem Schatten des Hauses, in welchem dieselbe sich befand, ein Mann heraus. Dieser Mann war ganz durch einen weiten Mantel verhüllt und blieb einen Augenblick stehen, indem er sich vorsichtig nach allen Seiten umsah. Es war ein kalter, unfreundlicher Herbstabend und die Straße von Menschen leer. Der Mann schlich dicht am Hause bis zur Thür. Sie war offen. Er warf einen Blick in das Haus. Der Portier war abwesend, kein Mensch zu sehen. Katzengleich schlich der Mann durch die Thür und die Treppe hinauf. An Wohlbrechts Thür angekommen, öffnete er sie rasch, vermittelst eines Schlüssels, den er in der Hand hielt.

Er stand in des Advokaten Zimmer. Eine Laterne von der Straße warf ein schwaches Licht durch das Fenster. Aber es genügte, um die Gegenstände im Zimmer ziemlich zu erkennen.

Der Mann stand noch einmal einen Augenblick still und lauschte. Von der Straße schallte lautes Gelächter und lautes Reden. Es entfernte sich und verhallte bald.

Wir erkennen in dem Mann, der sich so heimlich und scheu in das Zimmer des Advokaten geschlichen hatte, Herrn Nathanael Busch. Sein aufgedunsenes Gesicht kam auf einen Augenblick aus dem Mantel hervor, in den er sich dicht eingehüllt hatte. Das Gesicht trug den Stempel einer scheußlichen Bosheit.

Er hatte bald gesehen, daß auf dem Waschtisch eine Flasche mit Wasser und ein Becken, welches frisch mit diesem kühlenden Elemente gefüllt war, standen. Er zog ein kleines Fläschchen hervor und goß die Hälfte des Inhaltes in die Flasche, die andere Hälfte in das Becken. Dann stand er wieder einen Augenblick und lauschte. Es war Alles ganz still.

Der Chirurg öffnete vorsichtig wieder die Thür und lauschte auf dem Korridor. Er vernahm von unten ein leises Kichern und Lachen. Vielleicht unterhielt sich ein Dienstmädchen mit ihrem Liebhaber. Herr Nathanael Busch stieß einen leisen Fluch gegen alle Dienstmädchen aus, die Liebhaber haben. Er hatte das aus-

geführt, was er wollte; aber eine entsetzliche Angst trieb ihn von diesem Zimmer hinweg. Es war, als ob die Geister des tödtlichen Giftes, welches er soeben gegen seinen Gebieter anwenden wollte, aufstünden und ihn angrinsten. Das Lachen dauerte fort. Er konnte jetzt das Haus nicht verlassen, ohne gesehen zu werden. Er stand da in der halbgeöffneten Thür, angstvoll lauschend und Verwünschungen murmelnd.

— Wenn Wohlbrecht jetzt käme, dachte er einmal und ein eiskalter Schauder überlief ihn.

Aber plötzlich erstarrte all' sein Blut. Unten ward die Thüre geöffnet und eine tiefe Stimme sagte: Guten Abend! Diese Stimme konnte keinem andern Menschen gehören, als Wohlbrecht. Ein leichter Tritt kam die Treppe herauf.

Der Chirurg hatte noch so viel Geistesgegenwart, daß er sogleich die Thüre anzog und von außen verschloß. Dann that er, als ob er harmlos die Treppe hinabgehen wollte. Entkommen konnte er nicht mehr.

Die beiden Männer begegneten sich. Der Advokat maß mit etwas erstauntem Blick den Chirurg, den er trotz der Verkleidung sogleich erkannte.

— Ei, ei, Meister Busch, sagte er gedehnt, woher des Weges?

Der Chirurg verbarg seine Angst, die ihm deutlich auf der Stirn stand, dadurch, daß er die Kapuze seines Mantels noch mehr zuzog und sagte mit ziemlich fester Stimme:

— Direkten Weges von Ihnen, Wohlbrecht.

— Sie wollen sagen, aus meiner Stube. Wo haben Sie den falschen Schlüssel?

Herr Busch affektirte ein heiteres Lachen. Er wußte, daß hier Alles auf ihn ankam. Vor Wohlbrechts lauerndem Blick verbarg er nicht die geringste Verlegenheit, die kleinste Blöße. Er bekam eine gewisse verzweifelte Ruhe.

— Sie fragten früher nicht so, Herr Wohlbrecht, sagte er. Da konnte ich kommen, wann ich wollte, ich war angenehm. Aber freilich, der Schüler ist Meister geworden.

— Es ist ein Glück. Der Meister fing an, kindisch zu werden.

— Es ist Vieles anders geworden.

— Wohl möglich.

Die beiden Männer waren während dieser Worte die wenigen Stufen bis zu des Advokaten Zimmer wieder emporgestiegen. Letzterer öffnete und sie traten ein.

— Nun, was wollen Sie? fragte der Advokat, nachdem er eine Lampe angezündet hatte.

Der Chirurg hatte sich bereits eine Antwort auf diese Frage vorbereitet.

— Sie wissen, wie es mir geht, sagte er in etwas kläglichem Tone. Mein Geld, das ich mit Angst und Noth —

— Und mit vielen Spitzbübereien, schaltete Wohlbrecht ein.

— Erworben habe, vollendete der Chirurg, ohne sich stören zu lassen, ist mir durch schändliche Buben gestohlen worden. Es sind Papiere dabei von größter Wichtigkeit —

— Sie werden allein geköpft, wenn die Polizei der Sache auf die Spur kommt.

— Ich weiß es. Nun dachte ich, wenn Sie ganz im Geheimen nachforschten, so könnten wir vielleicht wenigstens die Papiere wiederbekommen. Das Geld könnten die Schurken behalten, obwohl es mein wohlerworbenes Eigenthum war.

Der Chirurg begleitete diese Worte mit einem tiefen Seufzer.

Der Advokat zuckte die Achseln:

— Das ist Alles, was Sie wollen? Habe

ich Ihnen nicht gesagt, daß Sie mein Haus nicht betreten sollen, außer, wenn ich Sie rufen lasse?

— Ja wohl, aber —

— Was aber — Sie sollen gehorchen.

— Ich kann keine Nacht mehr schlafen, Wohlbrecht.

— Narrheit.

— Die Papiere, wenn die Polizei sie vor die Augen bekäme! Ich wäre verloren.

— Ach, was! Wer die Papiere hat, hat auch das Geld, und wer das Geld hat, ist längst außer Landes. Glauben Sie, die Diebe werden in der Residenz bleiben?

— Nein, aber Sie könnten doch etwas thun. Ich verzweifle.

— Sie sind ein Schwachkopf, Nathanael. Das Trinken hat Sie feige gemacht.

— O, es ist wohl wahr, nicht das Trinken, aber die Behandlung, die ich zu dulden habe.

— Das ist einmal nicht anders in der Welt; der Eine steigt, der Andre geht unter. Ich steige.

— Und ich gehe unter.

Der Chirurg sagte dies in einem sehr trauri-

gen Tone, warf aber dabei einen Blick auf die Flasche, in die er zehn Minuten vorher ein von ihm selbst bereitetes entsetzliches Gift gethan hatte. Er dachte dabei vielleicht an den Untergang von Jemand anders.

Aber sein Blick blieb an einem Gegenstande haften. Er hatte ihn vorhin in der Hast vergessen. Er mußte alle Kraft zusammennehmen, um bei dieser Entdeckung nicht zu erbleichen. Wenn es Wohlbrecht sah, war Alles verloren.

— Sie waren ausgegangen? sagte er vollkommen ruhig.

— Ja, Dicker. Ich hatte etwas vergessen. Ich komme zurück und finde so liebenswürdige Gesellschaft.

— Sie spotten meiner, Wohlbrecht.

— Nein, Nathanael. Ich bin gut aufgelegt. Ich will bei der Wildenoff speisen. Wenn Sie bereit sind, wollen wir gehen.

— Ich bin bereit.

— Lassen Sie sich nicht wieder beifallen, zu mir zu kommen, wenn ich Sie nicht rufen lasse.

— Sie sind zu hart mit mir. Wenn ich nur schlafen könnte.

— Seien Sie kein Weib. Gehen Sie voran. Ich lösche das Licht.

Während dieser wenigen Worte, hatte der Chirurg sich durch eine geschickte Wendung mit dem Rücken gegen den Waschtisch gestellt, indem er, wie ohne alle Absicht, die rechte Hand auf den Rücken hielt. Er hatte das Fläschchen bereits erfaßt, als er sagte: Ich bin bereit.

Er hatte seine Rolle gut gespielt. Wohlbrecht glaubte wirklich, sein ganzer Zweck sei gewesen, ihn um seine Vermittelung bei der beregten Angelegenheit zu bitten. Unten vor der Thür verabschiedete er sich. Während Wohlbrecht den Weg zu Frau von Wildenoff einschlug, schlich der Chirurg in entgegengesetzter Richtung davon, indem er leise vor sich hin murmelte:

— Er hat gar nichts gemerkt, er wird morgen früh davon trinken, dann stirbt er. Er wird sich waschen und unter großen Schmerzen seine Augen verlieren. Wenn er nicht davon trinkt, vielleicht stirbt er auch vom Waschen — o, der dicke Nathanael Busch ist kein Thier, das man schlagen und treten kann. Hohoho, wie er pfeifen wird!

Die beiden Männer waren schon ziemlich weit von Wohlbrechts Haus entfernt, als vor der Thür, die zu Wohlbrechts Zimmer führte,

ein Ton sich vernehmen ließ, als ob ein Mensch stöhnte oder tief seufzte.

Wir bemerken, daß über Wohlbrechts Zimmer, welches im zweiten Stockwerk lag, sich kein bewohntes Zimmer mehr befand, sondern nur ein großer Speicher, der dem Besitzer des Hauses, einem Kaufmanne, zur Aufbewahrung von mancherlei Vorräthen diente.

Wer die dichte Finsterniß, welche hier oben herrschte, hätte durchdringen können, würde gesehen haben, wie eine Gestalt, die anscheinend einem Kinde angehörte, langsam die Treppe herunterschlich und durch die geöffnete Hausthür davonlief.

Als der Advokat Wohlbrecht bei Frau von Wildenoff ankam, fand er bereits eine große Gesellschaft versammelt. Das geistreiche, ein klein wenig frivole Treiben in den Salons der schönen Frau hatte seinen glänzendsten Effekt entwickelt. Man lachte, musicirte, es wurden Räthsel gelöst von feiner, witziger Wendung und galante Reden geführt. Man amüsirte sich köstlich und Frau von Wildenoff war, wie immer, die heiterste, liebenswürdigste Wirthin.

Wohlbrecht trat in die Gesellschaft ein, ohne daß Viele auf ihn achteten. Er machte eine tiefe Verbeugung vor der Dame des Hauses und drehte sich dann um, mit einigen müßig dastehenden Herren ein Gespräch über gänzlich gleichgültige Dinge zu führen. Dann mischte er sich wieder unter die Gesellschaft, vollkommen unbefangen und ohne viel zu reden. Man kannte ihn in diesen Salons als einen stillen, einfachen Mann von großem, praktischen Verstand und geringem Vermögen. Bertha von Wildenoff pflegte zu sagen, wenn auf ihn gelegentlich die Rede kam:

— Herr Wohlbrecht ist ein recht tüchtiger, brauchbarer Agent. Er besorgt meine Vermögens-Verwaltung prompt und uneigennützig. Ich habe an ihn eine gute Acquisition gemacht.

Das war Alles, was die Welt von ihm gewußt hatte vor diesen Tagen. Heute aber war er durch die bedeutende Summe, die zum Zwecke jener milden Stiftung durch seine Hände gegangen war, eine bei weitem interessantere Persönlichkeit geworden. Es war schon vorher diese Stiftung die Unterhaltung gewesen. Die geheimnißvolle, sonderbare Art der begleitenden Umstände hatten einen gewissen Reiz einer an und

für sich gewöhnlichen Sache verliehen und man drang mit allerlei Fragen in ihn, die er nicht beantworten konnte oder wollte.

— Ein Orden, sagte Bertha von Wildenoff, ist das Wenigste, was man Ihnen geben kann, dafür, daß Sie den Minister zum Protektor erwählt haben.

— Es ist der Wille des Todten, sagte Wohlbrecht bescheiden. Ich, gnädige Frau, habe bloß den letzten Willen eines Sterbenden ausgeführt. Dies ist keines Dankes und noch viel weniger einer solchen Auszeichnung werth.

Francois von Bonfort war auch in der Gesellschaft, ohne indessen diesen Theil des Gespräches zu hören. Er näherte sich jetzt dem Advokaten und sagte:

— Wenn ich nicht irre, sah ich Sie neulich mit Herrn Edgar Wildung unter meinen Fenstern vorübergehen.

— Sie haben sich auch nicht geirrt, Herr Baron.

— Kennen Sie seine Verhältnisse?

— Ein wenig, ich bin ganz zufällig mit ihm bekannt geworden, oder vielmehr, ich war eigentlich nur sein Führer, als er eines Abends einen anständigen Gasthof aufsuchte —

— Das war wohl damals, als der junge Mann seinem Vater davongelaufen war? sagte Francois in etwas verächtlichem Tone.

— Ich bin so unglücklich, es nicht zu wissen, Herr Baron, indessen, ist Herr Wildung seinem Vater davon gelaufen, so muß die Spaltung nicht von langer Dauer gewesen sein.

— Wie? Nicht von langer Dauer? Ich dächte, der Skandal dauerte noch immer —

— Ich kann nichts Genaues sagen, Herr Baron; wie sollte ich die Privatverhältnisse so vornehmer Herren kennen? Ich meine nur, Herr Wildung wohnt bei seinem Vater, wie das früher der Fall war.

— Wirklich? Das würde mich interessiren; ich habe immer viel auf ihn gehalten; er war ein nobler Bursche, es that mir unendlich leid, daß solche Mißverhältnisse —

— Ich glaube es, Herr Baron; Freunde scheiden ungern; wenn man sich so lange gekannt hat und so oft mit einander lustig gewesen ist; es ist ein trauriges Ding.

— Ist das sicher, was Sie mir sagten?

— Nicht ganz sicher, Herr Baron. Nur was man sich erzählt, was man so auf den Straßen sich erzählt. Erkundigen Sie sich, Herr

Baron. Sie hören es am besten vom Herrn Kommerzienrath.

— Ich danke Ihnen für den Rath.

Francois von Bonfort machte eine kalthöfliche Verbeugung und mischte sich wieder unter die Gesellschaft. Der Advokat sah ihm mit einem Blicke nach, in dem ein wenig Bosheit lag.

— Edgar muß sich morgen mit seinem Vater versöhnen, dachte er. Dieser Bursche erinnert mich daran, daß dies nothwendig ist. Er ist noch nicht ganz reif, um in die Geschichte eingeweiht zu werden; aber das wird sich geben. Er muß wenigstens oberflächlich mit seinem Vater wieder in ein Verhältniß treten und seine alten Beziehungen wieder anknüpfen. Es ist wegen später. Ich werde es morgen thun.

Man forderte jetzt eine junge Dame auf, zu singen. Während sie mit Klavierbegleitung eine italienische Arie sang und die Aufmerksamkeit auf sie gerichtet war, fand Wohlbrecht Zeit, Bertha von Wildenoff ein Zeichen zu geben. Die schöne Frau verließ gleich darauf für einen Augenblick das Zimmer. Als sie wieder hereintrat, indem sie die Thür sehr vorsichtig schloß, um den Gesang nicht zu stören, stand der Advokat

nachläſſig an die Wand gelehnt, Bertha blieb neben ihm ſtehen und ſagte leiſe:

— Was wollen Sie?

— Ihnen eine Neuigkeit erzählen.

— Fanden Sie dazu keine andere Zeit?

— Nein. Die Sache wird Sie ſehr interessiren.

— Nun, heraus damit, ehe dieſer herrliche Geſang aufhört.

— Hören Sie nicht, daß dieſe Dame mitten in ihren Trillern iſt? Ehe ſie fertig gezwitſchert hat, kann ich noch zehnmal ſagen, was ich zu ſagen habe.

— Sie ſpannen mich, Wohlbrecht. Sie können nichts thun, ohne eine kleine Teufelei daran zu hängen.

— Oho, mein ſchönes Kind. Noch lange nicht. Die Nachricht iſt aber auch um ſo ſüßer.

Bertha ſah ihn fragend an.

— Sie werden heute Abend Amin wiederſehen.

— Wie, was? O, das wäre herrlich. Aber wie?

— Paſſen Sie auf, Berthchen. Es geht gleich los.

— Ich verſtehe Sie nicht.

— Ist auch nicht nöthig. Warten Sie ab.

Bertha von Wildenhoff blieb noch einen Augenblick neben dem Advokaten stehen und ging dann wieder auf ihren Platz. Mit vornehmer Nachlässigkeit lehnte sie sich in ihren Sessel zurück. Man sah ihr nichts von Erregung an und doch hatte diese Nachricht im ersten Augenblicke alles Blut in ihre Wangen getrieben und noch immer mußte sie alle Verstellungskunst zu Hülfe nehmen, um sich nicht zu verrathen.

Der Gesang verstummte. Man bewunderte, schmeichelte und schwatzte, wie es bei solchen Gelegenheiten der gute Ton erfordert. Bertha war eine der Artigsten und der Lebhaftesten. Das Gesellschaftliche ging seinen gewöhnlichen glatten, etwas hohlen Weg.

Aber plötzlich entstand eine Stille. Man strengte sich an, zu hören. Man sah sich befremdet an, ohne ein Wort zu wechseln. Von der Straße erscholl ein entferntes, vielstimmiges Geschrei.

— Was ist das? rief es durcheinander.

— Es klingt wie eine Straßenrevolte.

— Mein Gott, was ist's?

Jetzt hörte man ein Geräusch unter den Fenstern, wie von vielen Tritten Laufender, Drän-

gender. Aber es war für den Augenblick still, fast unheimlich still. Dann schallte wieder ein Geschrei, wilder, von vielen Stimmen. Es schien näher gekommen zu sein.

— Das ist Revolution, rief einer der Herren erbleichend. Nach Hause, meine Herrschaften.

Alles lief durcheinander nach Hüten, Tüchern und Mänteln. Es war ein Bild größter Verwirrung. Einige, die ihre Sachen schnell gefunden hatten, verließen das Zimmer. Die Frauen waren bleich und voll Schrecken. Die Herren hatten den Kopf verloren.

Und jetzt kam der Lärm näher und näher. Ein Regen von Steinen prasselte gegen die Fenster des Wildenoff'schen Hotels. Die Scheiben brachen, Steine flogen herein, dazwischen schallten wüste, wilde Ausrufungen von unten herauf.

Die Gesellschaft sah erstarrt, erstaunt dem Allen zu. Die Frauen weinten und rangen die Hände. Bertha von Wildenoff sah sich nach Wohlbrecht um. Er war verschwunden.

— Wir sind verloren! riefen die Herren.

— Löschen Sie die Lichter aus, gnädige Frau! schrie ein dicker Herr. Wir werden sonst massacrirt.

Die Dame des Hauses befahl den Dienern, sämmtliche Lichter zu löschen. Aber diese Vorsicht

war kaum noch nöthig. Der Pöbel hatte sich mit dem Fenstereinwerfen begnügt und zog dann schreiend weiter, um neue Steine und noch nicht zerbrochene Scheiben zu suchen.

Wohlbrecht hatte beim ersten Entstehen des Lärms den Salon verlassen, ohne daß es Jemand merkte. Er eilte sofort dem Schauplatze des Skandals zu und kam eben an, als ein Haufe wildaussehender Männer das Gefängniß neben dem Justizpalaste stürmte. Die Soldaten, die hier Posten standen, konnten keinen Widerstand leisten, da sie alsbald umringt und von nervigen Armen umstrickt waren. Es dauerte nicht fünf Minuten, so war an dieser Stelle Alles vorüber. Das gerade disponible Militär war ohne Munition und ehe die Truppen in den meist außerhalb der Stadt gelegenen Kasernen alarmirt waren, hatte sich die Masse des Volkes bereis weiter bewegt, im Triumph einige Bursche führend, die sie aus dem Gefängnisse herausgeholt hatte. Wir wissen, wie die aufgeregten Massen ihrem Uebermuthe fröhnten und auch an den Fenstern der Baronin von Wildenoff einige Excesse verübten. Vorher aber hatte Wohlbrecht, der scheinbar als unbetheiligter Zuschauer der Scene beiwohnte, mit einem Kerl von wildem

Aussehen wenige Worte gewechselt. Dann verschwand der Advokat. Vor dem Hause der Wildenoff hatte dieser Kerl plötzlich gerufen:

— Seht Ihr da, Jungens, sie feiern Feste!

— Ja, ja, schrie man, sie spotten unseres Elends.

— Laßt uns ihnen Denkzettel geben.

— Schlagt die Fenster ein!

— Hurrah!

Und so war die Katastrophe geschehen, die die Gäste der Frau von Wildenoff in so großen Schrecken setzte.

Zehn Minuten später schallte der taktmäßige Schritt marschirender Truppen durch die Straßen. Aber es kam zu keinem Zusammentreffen. Die Aufrührer hatten ihren Zweck erreicht und verschwanden in den Vorstädten, von woher sie gekommen waren, in den tausend Schlupfwinkeln, die die Weltstadt bereitwillig dem bietet, der einen Grund hat, für den Augenblick unsichtbar zu werden. Die Gäste der Baronin von Wildenoff flohen scheu und hastig die Häuser entlang nach ihren Wohnungen. Sie begegneten auf den Straßen nur Patrouillen und einzelnen Menschen, die eben so scheu und hastig dahineilten.

Es war etwa neun Uhr gewesen, als jene Scenen von Unordnung sich entwickelt hatten. Um zehn Uhr befand sich der Advokat Wohlbrecht bei dem Polizei-Präsidenten. Letzterer war in einem Zustande von Aufgeregtheit und Rathlosigkeit, daß die ihn umstehenden höhern und niedern Polizeibeamten sich kopfschüttelnd seltsame Blicke zuwarfen. Es war diesen Leuten lange klar geworden, daß an ihrer Spitze ein energieloser Mann stand, dem persönliches Interesse des Fürsten diesen Posten gegeben und erhalten hatte. Der Präsident war als Staatsmann bedeutend, aber als Polizei-Minister nicht an seiner Stelle.

— Es ist ein überaus böses Vorzeichen, meine Herren, sagte er, indem er mit großen Schritten im Zimmer auf- und abging — ein überaus bedenkliches Zeichen von der Stimmung des Pöbels —; wir werden uns kaum halten können. Diese Auftritte von Gesetzlosigkeit werden sich mehren; wir werden zuletzt kein Mittel mehr haben, die Autorität zu erhalten.

— Außer den Bayonneten, sagte ruhig einer der Beamten.

— Die Bayonnete, Herr Lieutenant? sagte der Präsident und blieb vor dem Sprecher, einem

energisch aussehenden Manne, stehen, die Bayonnete? O, das ist eine schlechte Hülfe.

— Aber diese ganze Geschichte ist ja nur ein gewöhnlicher Straßenputsch gewesen, Excellenz.

— Was? Eine Revolte war es! Wir haben mit Mühe die Ordnung wiederhergestellt.

— Aber es handelte sich nur um die Befreiung einiger Gefangenen, wendete der Polizei-Offizier ein.

— Ach was, sagte der Präsident heftig, Befreiung von Gefangenen! Sie fassen die Sache falsch auf, Lieutenant Ringthal. Es lagen sociale Umtriebe zu Grunde.

— Sehr wohl, Excellenz, entgegnete der Offizier.

— Ist Wohlbrecht hier? fragte der Präsident.

— Hier bin ich, sagte der Advokat vortretend. Was befehlen Excellenz?

— Meine Herren, Sie sind entlassen, wendete sich der Präsident zu den Andern. Sie kennen Ihre Ordres: keine Strenge, keine Verhaftungen.

— Es sind mehrere schwere Verbrecher mit entwichen, wagte einer der Beamten einzuwenden.

— Einerlei. Wir müssen im Augenblicke

vorsichtig sein. Ich erstatte noch diese Nacht dem Fürsten weitern Rapport. Die nähern Ordres werden Ihnen morgen zugehen, auf dem gewöhnlichen Wege. Die Truppen bleiben consignirt. Aber nur Patrouillendienst. Guten Abend, meine Herren.

Die Beamten verließen das Zimmer. Wohlbrecht blieb allein zurück. Sobald der Letzte die Thür hinter sich zugezogen hatte, wendete sich der Präsident zu dem Agenten der geheimen Polizei:

— Was halten Sie von der Sache, Wohlbrecht?

— Ich halte sie für bedeutender, als diese Herren anzunehmen geneigt waren.

— Ganz meine Ansicht.

— Man muß mit großer Vorsicht zu Werke gehen.

— Waren Sie zugegen?

— Ich befand mich in einer Gesellschaft. Man hat auch dort alle Fenster eingeworfen.

— Wo war es?

— Bei der Baronin Wildenoff.

— Also man warf dieser Dame die Fenster ein? Man hat auch mich nicht verschont. Der Pöbel scheint mich nicht zu lieben.

Wohlbrecht lächelte seltsam bei den Worten des Präsidenten.

— Was meinen Sie? fuhr dieser fort.

— Excellenz verdienen es gewiß um dies Volk, geliebt zu werden. Aber die Zerstörungssucht thut hierbei am meisten. Die Leute hatten gewiß keine persönliche Absicht. Die Demonstration ging gegen dies Amt.

— Im Vertrauen gesagt, ich möchte meine Dimission geben —

— Hoheit würde sie nicht annehmen, Excellenz.

— Meinen Sie? fragte der Präsident geschmeichelt.

— Excellenz würden ein Unrecht an der Nation begehen. Dieser Posten ist von schwerer Verantwortung, aber wenig lohnend. Es ist ein Opfer, das Excellenz der Nation bringen, indem Sie bleiben; aber die Nation wird es Ihnen in Liebe lohnen.

— Man sah das heute Abend.

— Wollen Sie nach dem Urtheil von ein paar Hundert Tagedieben und Strolchen fragen, Excellenz? Glauben Sie nur, noch ist der Sinn für Recht und Gesetz in diesem Volke nicht gestorben. Die frechen Gelüste des Pöbels werden dem

wackern Bürgersinn des Kernes der Nation gegenüber Fiasko machen, und wenn es dahin sollte, daß die Bayonnete Sie nicht mehr schützten, so würde der Bürger die Waffen ergreifen. Die Bürger lieben Ew. Excellenz.

— So halten Sie im Grunde doch die Sache für nicht so bedeutend?

— Ich halte sie für wichtig genug als ein Zeichen einer gewissen Verstimmung, der wir mit aller Kraft entgegentreten müssen. Unbedeutend halte ich sie als Faktum, als ein Ereigniß, welches wir zu überblicken vermögen.

— Wahr, wahr.

— Die Sache ist gekommen, wie viele Dinge kommen. Man hat in den Vorstadt-Tavernen davon gesprochen, daß einige Leute wegen Majestätsbeleidigung vor Gericht gestellt werden sollen. Die Gemüther haben sich erhitzt, aufregende Reden sind gehalten, noch aufregendere Getränke getrunken worden. Der Skandal hat sich aus den Tavernen in die Straßen der Vorstädte, aus diesen in das Innere der Residenz fortgewälzt. Man hat das Gefängniß gestürmt und die Gefangenen befreit. Dabei hat man geschrieen: „Es lebe die Freiheit! Nieder mit den Aristokraten!“ Das ist Alles. Man ist dar-

auf ruhig nach Hause gegangen. Die Truppen waren gar nicht mehr nöthig.

— Aber dies kecke Eintreten einer gesetzlosen Gewalt. Man wird künftighin Niemand mehr arretiren lassen dürfen, ohne daß Unordnungen eintreten?

Wohlbrecht zuckte die Achseln.

— Das Schlimmste, sagte er, daß einige schwere Verbrecher mit entwichen sind.

— Es waren noch keine speciellen Meldungen da. Wer ist entwichen?

— Andres Stroom und Willy Bredel. Beide des vorsätzlichen Mordes angeklagt.

— Wir werden sie wieder arretiren.

— Ferner ein Doktor Amin, wegen eines tödtlichen Duells verhaftet.

— Ja, ja, die Sache hat viel von sich reden machen — Herr von Horstmar blieb bei dem Duell — doch hat dieselbe weniger auf sich. Wir Alle wissen, wie junge Leute dazu kommen können —

— Wenn ich mir einen Rath erlauben darf, so will ich energisch dahin zu wirken suchen, ihn wieder zu inhaftiren, ebenso, wie die politischen Verbrecher, die den Anlaß zu der Sache gaben.

— Ich weiß nicht, ob im Augenblick —

— Wenn Excellenz gestatten, so müßte gerade jetzt die Sache in der Weise behandelt werden. Es ist nicht deshalb, weil es Subjekte sind, die die allgemeine Sicherheit gefährden könnten, sondern des moralischen Eindrucks wegen. Wir müssen die errungenen Vortheile annulliren, um die ganze Erhebung moralisch zu vernichten.

— Sie haben recht, Wohlbrecht. Sie verdienen das Vertrauen, welches ich Ihnen schenke.

— Dies Vertrauen ist mein schönster Lohn.

— Uebernehmen Sie die Leitung der Angelegenheit. Ich werde Ihnen alle subsidiären Mittel zu Gebote stellen.

— Die Sache muß fein angegriffen werden, Excellenz, ohne Aufsehen, unsichtbar, doch wirksam. Wollen Sie es mir überlassen? Ich liefere diese Bursche zurück, ohne daß eine weitere Aufregung daraus entsteht.

— Sehr wohl, mein lieber Wohlbrecht. Ich könnte die Sache Niemandem besser anvertrauen.

— Excellenz sind sehr gütig.

— Nur nach Verdienst, mein Bester. Ich wollte, ich könnte Sie noch fester an mich ketten. Es würde sich das wohl machen lassen, wenn Sie ganz zur Polizei übertreten wollten. Ich

kann Ihnen die Versicherung geben, Sie sollen kein Vierteljahr brauchen bis zum Hauptmann.

— Ich bin Ew. Excellenz aufrichtig verbunden. Aber meine sonstigen Geschäfte —

— Sind sie so wichtiger Art?

— Sie sind schon lange in meiner Hand und ich gestehe, ich gebe sie ungern aus der Hand!

— Und welcher Art sind diese Geschäfte?

— Ich verwalte das Vermögen der Baronin Wildenoff. Das macht mir viel Arbeit. Außerdem bin ich Agent mehrerer Gesellschaften und besorge auch wohl hin und wieder noch kleine Rechtsgeschäfte vor den Gerichten.

— Ich bedauere das aufrichtig. Die Polizei hätte sich freuen dürfen, Sie ganz zu den ihren zu zählen.

— Und doch glaube ich in der bisherigen Form mehr zu wirken, Excellenz.

— Wohl möglich. Nun, Sie wissen also. Es ist spät. Suchen wir die Ruhe.

Der Präsident winkte Wohlbrecht sehr artig und verließ das Zimmer. Wohlbrecht that dasselbe.

Sobald der Erstere in seinem Arbeitszimmer seinen Mantel umgenommen hatte, ward ihm der Lieutenant Ringthal in einer wichtigen Angelegenheit gemeldet.

— Was bringen Sie noch so spät, sagte er zu dem Eintretenden.

— Excellenz verzeihen, erwiederte der Offizier, wenn ich Sie störe. Ich hielt es für meine Pflicht —

— Heraus, heraus damit.

— Excellenz, es ist ein Mann unter uns, der eine sehr falsche Rolle spielt, der seine Stellung bei uns dazu mißbraucht, eigensüchtige Zwecke zu verfolgen. Welcher Art diese Zwecke sind, kann ich jetzt noch nicht sagen —

— Und wer sollte das sein?

— Herr Wohlbrecht.

— Was? Wohlbrecht? Der erst eben von mir ging?

— Ja wohl, Excellenz.

— Alter Freund, das ist ein Irrthum. Wohlbrecht ist einer der Thätigsten und Umsichtigsten im Ressort. Er geht soeben von mir im Besitz wesentlicher Sachen. Sie haben jedenfalls hinreichende Beweisgründe —

— Im Augenblicke nicht, Excellenz.

— Worauf wollen Sie denn Ihre Behauptungen basiren?

— Es ist das fest im Gefühl begründet, Excellenz. Ich begegne oft Leuten, die ich von

Anfang an für ehrliche Leute halte, andere erkenne ich sofort als Spitzbuben. Hier ist die Sache schwierig. Herr Wohlbrecht ist ein befähigter Schauspieler; er legt sein Gesicht in beliebige Falten —

— Beweise, Herr Lieutenant.

— Man hat heute Abend mitten in dem Haufen des Pöbels einen Mann entdeckt, der die Sache zu dirigiren schien. Es ward ihm eine gewisse Achtung bezeugt. Er hatte mit Herrn Wohlbrecht eine große Aehnlichkeit.

— Ist das Alles, Ringthal? Eine flüchtige Aehnlichkeit —

— Nein, das sind nur Verdachtsgründe. Man hat schon früher einen Mann, der ganz so aussah, wie Herr Wohlbrecht, in den Vorstadt-Tavernen gesehen, der die Leute durch Redensarten und Spirituosen aufregte, bis sie der Regierung und aller Ordnung ein jubelndes Pereat brachten. Ich weiß nicht, ob die Rolle des Aufwieglers zu der des Polizei-Agenten so ganz stimmt.

— Ist denn die Identität bewiesen?

— Sie wird hoffentlich bald noch klarer bewiesen werden. Dieser Wohlbrecht hat so etwas überaus Verdächtiges in seinem ganzen

Wesen, daß ich ihn nun ganz speciell beobachten werde.

— Das werden Sie nicht thun, sagte der Präsident entschieden. Ich habe Ihnen noch keinen Befehl gegeben.

Der Polizei-Offizier betrachtete seinen hohen Vorgesetzten erstaunt.

— So bitte ich um diesen Befehl, Excellenz, sagte er ruhig.

— Ist das Eifersucht, Lieutenant Ringthal? Es sollte mir leid thun, wenn eine unedle Rivalität Sie zu diesen Beschuldigungen verleitete. Wohlbrecht ist so weit davon entfernt, die Rolle des Aufwieglers zu spielen, wie Sie. Er war es, der neulich das Complot aufhob, in dessen Folge heute der Skandal entstand.

— Das ist wahr.

— Er war es ferner, der vor zwei Jahren auf einmal den Unruhen in den Vorstädten ein Ende machte. Es war dies sein Meisterwerk. Er fand mit einer seltenen Schlauheit die Anführer heraus. Sobald die von ihm bezeichneten Personen unschädlich gemacht waren, hörte die Unordnung auf. Erinnern Sie sich der Sache?

— Sehr wohl, Excellenz. Die Sache war allerdings meisterhaft durchgeführt.

— Nun und Wohlbrecht sollte conspiriren?

— Ich muß auf meiner Meinung stehen bleiben, Excellenz. Er ist verdächtig. Er hat Verbindungen mit allerlei Personen, die in unsern Listen mit den Prädikaten: verdächtig und stark verdächtig, bezeichnet sind.

— Natürlich muß er das als Geheim-Agent. Glauben Sie, daß er so viel wirken würde, wenn er sich nicht in manche kleine Geheimnisse, in die häuslichen Verhältnisse dieser Leute eindrängte? Nein, nein! Sie sind ungerecht, mein lieber Ringthal. Ich halte auch Sie für durchaus brauchbar und tüchtig. Ich werde an Sie denken, wenn sich eine Gelegenheit bietet, Ihnen das zu beweisen. Ich werde gewiß an Sie denken.

— Excellenz sind zu gütig.

— Diese Angelegenheit, mein lieber Ringthal, lassen Sie vorläufig ruhen. Wohlbrecht ist im Augenblicke mit wichtigen Dingen von mir betraut. Sie würden ihn von uns treiben, wollten Sie ihn jetzt mit Spionen umgeben. Ich werde indessen das nicht vergessen, was Sie mir sagten.

— Sehr wohl, Excellenz.

Der Präsident grüßte den Polizei-Offizier

höflich und verließ das Zimmer. Bald darauf trug ihn sein Wagen nach dem fürstlichen Schlosse zu außerordentlichem Vortrag.

Ringthal aber ging langsam seiner Wohnung zu, indem er dachte:

— Wenn ein aufrichtiger Präsident nicht sehen will, was mit Händen zu greifen ist, so muß ein tüchtiger Lieutenant doppelt aufmerksam sein. Ich weiß, daß Wohlbrecht ein falsches Spiel treibt. Ich werde ihn so gewiß binnen jetzt und vier Wochen entlarven, als ich lebe.

5.

Wiedersehen.

Als Wohlbrecht das Büreau des Polizei-Präsidenten verlassen hatte, ging er durch Nebengassen und einigen Umwegen der Schiffer-Vorstadt zu. Es schlug gerade elf Uhr, als er an der Stelle hinter dem Hause der alten Hanne stand, wo er mit den Bewohnern desselben zu verkehren pflegte. Auf das von ihm gegebene Signal erschien die Alte und fragte nach seinem Begehr.

— Ist Langpeter da?

— Ja, er kam soeben. Ich habe ihn drei Tage nicht gesehen.

— Ihr wißt, daß das noch öfter vorkommen wird.

— Ja, Herr.

— Ist sonst Niemand da?

— Noch ein Mann, den ich nicht kenne.

— Schicke ihn und Langpeter heraus.

Die Alte zögerte noch einen Augenblick.

— Was wollt Ihr? fragte Wohlbrecht. Warum geht Ihr nicht.

— Herr, der Langpeter sagte, er werde jetzt ein vornehmer Herr. Ist das wahr?

— Ja freilich.

— Mein Gott, man wird mir doch nichts thun? Ich habe ja nicht gewußt, daß seine Mutter noch lebte. Ich habe ihn erzogen und genährt, all' die Jahre her, ich bekomme eigentlich noch funfzig Thaler von dem gnädigen Fräulein —

— Du sollst sie haben, Alte. Jetzt höre auf zu reden.

— Und man wird mir nichts thun können?

— Nein, geh' und rufe die Männer. Hier ist Geld, damit Du Deine durstige Seele mit dem Gifte, das Du sehr liebst, befeuchten kannst.

— Danke, Herr! Ich bin ein armes Weib.

— Eine liederliche Vettel! brummte der Advokat zwischen den Zähnen, ohne daß es die Alte hören konnte. Diese beeilte sich sehr, ihren Auftrag auszuführen, damit sie nachher ungestört ihrem abscheulichen Laster fröhnen konnte. Sie trat in das Haus und in das Zimmer, welches wir schon kennen. Hier saß Langpeter, den Kopf in die Hand gestützt. Er trug seine alten geflickten Kleidungsstücke; aber er schien damit sehr unzufrieden zu sein, denn er murmelte mehrmals seufzend:

— Ich will wieder meine schönen Kleider haben. Dies Handwerk sagt mir nicht mehr zu. Wenn er nur käme und den blassen Mann abholte. Dann ginge ich mit und zöge wieder meine hübschen Sachen an.

Die alte Hanne trat ein und sagte:

— Peter, er ist da. Geh' mit dem Fremden hinaus.

— Aha, er ist da. Gleich, Mutter.

Und der junge Proletarier sprang mit elastischer Raschheit empor und stieß die Thür zu dem Nebengemache auf.

Das Gemach war kaum einer menschlichen Wohnung ähnlich. Die Wände waren von Lehm,

unbekleidet, überall zerbröckelt und zerstoßen. Das einzige Fenster war ohne Scheiben, von außen mit Brettern vernagelt, so daß auch am Tage hier vollkommene Finsterniß herrschen mußte. Jetzt beleuchtete ein trübes Oellicht den Raum, in dem ein alter Tisch von geringer Sauberkeit und ein Holzschemel das gesammte Mobiliar ausmachten.

In diesem elenden Gemache saß Felix Amin, der geistvolle, einst so hochstrebende Jüngling, jetzt bleich, gebrochen, ein Ball des tückischen Schicksals, das ihn hin- und herwarf, wie der Seesturm ein strandendes Schiff. Er trug noch dieselben Kleider, wie früher, aber sie waren unordentlich, vernachlässigt, vielfach beschmutzt. Seine Locken entbehrten aller Pflege und fielen ihm regellos um das Antlitz.

Felix Amin war in kurzer Zeit um Jahre älter geworden.

Jetzt trat Langpeter ein und sagte leise:

— Herr, er ist da.

Amin hob den Kopf etwas empor und fragte:

— Wen meinen Sie?

— Der, auf den wir warten.

— Ist das sicher?

— Ja wohl. Er steht draußen. Kommen Sie. Es ist schon spät.

— Desto besser.

Der junge Gelehrte erhob sich und folgte Langpeter, indem er sagte:

— Es ist gut, daß ich aus diesem Loche komme. Dies hier war abscheulicher, als mein Gefängniß.

Draußen angekommen, ergriff Langpeter die Hand Amins und führte ihn bis zu der Stelle, wo Wohlbrecht stand.

— Ist Felix Amin da? fragte eine Stimme.

— Ich bin hier, entgegnete der Angeredete.

— So folgen Sie mir.

— Wer sind Sie?

— Warum fragen Sie? Kommen Sie rasch. In einer halben Stunde geht der Mond auf. Sie müssen dann in Sicherheit sein.

— Wo führen Sie mich hin? Ich gehe nicht aus der Stadt.

— Tollheiten.

Wohlbrecht näherte sich dem jungen Manne und sagte ihm ins Ohr:

— Sprechen Sie kein Wort mehr. Ich führe Sie zu Bertha.

— Ach, Bertha! Sie sind Wohlbrecht.

— Richtig! Aber kein Wort mehr. Wir sind rings von Spionen umgeben. Wollen Sie

nicht wieder in die Hände Ihrer Feinde fallen, so müssen Sie mir schnell und schweigend folgen.

— Gewiß. Nur vorwärts!

Der Advokat wandte sich zu Langpeter.

— Du gehst nach Hause, Peter. Oder nein, folge uns in einiger Entfernung. Hier, nimm meinen Mantel, damit man Deine schlechte Kleidung nicht sieht. So, nun zurück!

Die drei Männer machten sich eilends auf den Weg. Sie kamen eben in einer langen Gasse an, die hinter dem Hause der Baronin von Wildenoff vorbeiführte, als von Morgen her die ersten fahlen Lichter des aufgehenden Mondes über die Dächer flogen. Aus dieser engen Gasse gelangte man durch einen kleinen, stets abgeschlossenen Keller, in den man von außen ein paar Stufen hinabstieg, an die Treppe, welche zu der verborgenen Thür in Bertha's Zimmer führte.

Als sie hier angelangt waren, sagte der Advokat:

— Du bleibst hier, Peter. Ich bin in zehn Minuten wieder zurück.

— Ja wohl.

— Kommen Sie, Herr Doktor.

Wohlbrecht und Felix Amin stiegen die Treppe hinauf.

Bertha von Wildenoff hatte lange gewartet, daß Wohlbrechts Wort: Sie werden heute Amin wiedersehen! wahr werden sollte.

Es hatte zehn Uhr geschlagen, dann elf, dann Mitternacht. Die schöne Frau hatte bald unruhige Gänge durch das Zimmer gemacht, bald sich unmuthig in einen Sessel oder auf ein Sopha geworfen. Tausend Empfindungen, Pläne, Entschlüsse hatten sich in ihrem Gehirn gekreuzt. Doch der, dem sie Alles sagen wollte und den sie fieberhaft angstvoll erwartete, kam nicht.

Auch jetzt lag sie auf dem Sopha, den schönen Kopf ein wenig nach hintenüber gesenkt, die Augen starr auf die Decke gerichtet. Da oben war ein lächelnder Amor gemalt, der im Begriff zu sein schien, eine Hand voll Blumen auf sie herab zu werfen. Das Antlitz dieses kleinen Gottes war so mild und lieblich, so sanft und so rein —

Nein, so war der Amor nicht, den Bertha von Wildenoff kannte — liebte. Das war ein Jüngling mit begehrendem, heißen Blicke, sowie er dort drüben an einer anderen Stelle der Wand gemalt war, wie Apoll der schönen Daphne folgt.

Bertha wendete ihren Blick dorthin. Sie

zürnte, fürchtete, hoffte. Ein paar Thränen stahlen sich in die heißen Augen und begleiteten den schweren Seufzer, der sich ihrer Brust entwand.

Amin kam noch nicht. Es war Mitternacht. Der tückische Amor lächelte noch immer. Die Zeit schlich ihren trägen, langweiligen Gang. Aber der Angebetete, Geliebte, Gehaßte —

Halt! Was war das? An der Tapete erschallten die drei bekannten Schläge.

Bertha von Wildenoff sprang wie elektrisirt auf. Sie warf rasch ihr Haar, das in langen natürlichen Flechten über die Schultern herabfiel, zurück und eilte dann nach der Thür, um zu öffnen.

Wohlbrecht und Felix Amin standen vor ihr. Sie mußte alle Kraft zusammennehmen, um nicht laut aufzuschreien vor Angst, vor Wonne und vor Liebe. Amin warf einen heißen, langen Blick auf die schöne Frau und reichte ihr dann die Hand.

— Guten Abend, gnädige Frau.

— Guten Abend, Herr Doktor.

So kühl empfingen sich die Beiden, die sich so heiß liebten.

Felix Amin wandte sich jetzt zu Wohlbrecht.

— Ich habe auf dem ganzen Wege geschwie-

gen, sagte er; jetzt habe ich wohl das Recht, mir einige Auskunft zu erbitten?

— Worüber Sie wollen, sagte Wohlbrecht ruhig. Indessen können wir uns setzen, wenn es die gnädige Frau erlaubt.

— Ich muß um Entschuldigung bitten, sagte Bertha leicht erröthend, daß ich nicht längst daran dachte.

Man setzte sich und Felix Amin hob an:

— Die Geschichte dieses Tages ist mir fast wie ein Traum. Vor etwa einer Woche fand ich auf meinem Tische unerwartet ein Schreiben, des Inhalts, ich sollte mich heute bereit halten, das Gefängniß zu verlassen. Man nehme Interesse daran, mich frei zu sehen, und ich könne demjenigen vollkommen vertrauen, der mir dies Zeichen mache.

Felix Amin legte dabei drei Finger der rechten Hand über den Daumen der linken. Der Advokat nickte lächelnd. Bertha folgte der Erzählung mit gespanntestem Interesse. Der junge Mann fuhr fort:

— Ich konnte nicht begreifen, wie bei der strengen Aufsicht dies Blatt in meine Zelle kommen konnte, und hielt es anfangs für einen frechen Scherz, den sich mein roher Kerkermeister

erlaubt hatte. Aber der Gedanke an die Freiheit ist ein zu mächtiger, als daß nicht wieder und immer wieder die Hoffnung in mir aufgetaucht wäre, es könne dennoch Wahrheit sein.

In fieberhafter Erregung erwartete ich den heutigen Tag. Es geschah nichts während des ganzen Tages. Die Stunden verrannen mit derselben entsetzlichen Trägheit, mit der sie stets den Unglücklichen quälen, der seiner Freiheit beraubt ist. Meine Hoffnung, heute in das blühende, herrliche Leben zurückzukehren, ward schwächer und schwächer.

Plötzlich, es mochte etwa neun Uhr Abends sein, drang ein seltsames Brausen durch die dicken Wände bis in meine Zelle. Dann war es wie ein vielstimmiger Ruf des Schreckens, oder der Wuth und des Zornes.

Ich sprang empor. War das die Rettung? In den Gängen entstand Unruhe, Laufen und Schreien. Ich hörte eine Stimme rufen: Sie stürmen das Gefängniß! Ruft Militär! Wehe uns! — Dann vernahm man einen Augenblick ein Ringen und Kämpfen, dumpf und schauerlich, bis von Neuem jener tausendstimmige Ruf erschallte.

Die Spannung dieses Moments war ent-

setzlich. Es war mir, als ob viele Thüren geöffnet würden. Nur die meinige blieb verschlossen. Endlich, nachdem die Erregung bei mir den höchsten Punkt erreicht hatte, ward ein Schlüssel in meine Thür gesteckt und langsam herumgedreht. Ein Mann stand vor mir, der das verabredete Zeichen machte. Ich folgte schweigend, ohne zu fragen, fast ohne zu denken. Ich wollte nur fort aus dem Gefängniß, hinweg aus den beengenden Mauern, die mich wie ein Alp drückten.

Wir kamen unangefochten bis in die Schiffer-Vorstadt, in jene elende Baracke. Der Mann, welcher jetzt unten auf Sie wartet, ist derselbe, der mich aus dem Gefängnisse geführt hat. Er sagte mir auf meine wiederholte Frage, daß ein Anderer ihn geschickt habe, welcher bald kommen werde, mich abzuholen. Wir hörten noch spät den Aufruhr in der Stadt toben. Es vergingen für mich einige qualvolle Stunden der Erwartung. Dann kamen Sie, Herr Wohlbrecht. Ihnen also habe ich meine Rettung zu danken.

— Wenn Sie wollen, ja, entgegnete Wohlbrecht trocken.

— O, ich danke Ihnen sehr, mein Herr! rief Felix Amin, indem er Wohlbrechts Hand

ergriff. Aber erklären Sie mir, wie war es möglich —?

— Zunächst, mein bester Herr Doktor, bedenken Sie, daß Sie noch immer nicht sicher sind, und mäßigen Sie Ihre Stimme ein wenig. Bedenken Sie auch, daß ich, und vor Allen Ihre liebenswürdige Wirthin, kompromittirt würde, wenn man Ihren Aufenthalt hier erführe.

— Sehr wahr, Herr Wohlbrecht. Ich werde vorsichtig sein.

— Die Aufklärung der Begebenheiten dieses Tages ist im Uebrigen einfach. Sie wissen, daß die Familie des getödteten Herrn von Horstmar Alles aufbot, um für Sie eine möglichst harte Strafe zu erzielen. Das würde dieser vornehmen, bei Hofe angesehenen Familie wohl gelungen sein. Man würde Sie Jahre lang in einer Festung vergraben, Ihren Körper geschwächt, Ihre Zukunft verdorben haben. Ich weiß, daß Sie sich schlugen, weil jener freche Kavalier beleidigende Worte gegen Frau von Wildenoff ausgestoßen hatte. Die Baronin interessirte sich für diese Sache, und also auch ich, der ich schon Jahre lang in den Diensten dieser Dame stehe. Ich beschloß, Sie zu retten, ließ das Gefängniß stürmen und Sie befreien. Das ist Alles.

— Und der Brief?

— War von mir. Ich ließ ihn durch einen der Gefängnißwärter auf Ihren Tisch legen.

— Aber, mein Herr, Sie sagen das so ruhig, so kalt: Ich ließ das Gefängniß stürmen — ich ließ den Brief auf Ihren Tisch legen. Sie sagen das so einfach und doch könnten Sie ebenso gut sagen: Ich bin mehr, als der Fürst — ich beherrsche dies Land.

— Ich könnte das sagen, Herr Doktor, wenn ich wollte.

— Bertha, erklären Sie mir dies Räthsel. Mein Kopf faßt es nicht.

Frau von Wildenoff zuckte die Achseln. Der junge Mann sprang empor, und vor Wohlbrecht hintretend, sagte er:

— Wer sind Sie, mein Herr, der Sie das Alles können? Ich kannte Sie bisher als einen Mann von großen Geistesgaben, von scharfem Verstande und hinreißender Beredtsamkeit. Aber jetzt erkenne ich in Ihnen einen Mann von dämonischer, verborgener Gewalt — und doch ist Ihre Miene ebenso einfach, ebenso klar, wie vorher. Wollen oder können Sie mir nichts weiter sagen?

— Jetzt kann ich nur Frau von Wildenoff

bitten, Ihnen hier auf einige Tage ein Obdach zu gewähren.

Wohlbrecht sprach diese Worte halb zu Bertha gewendet. Die junge Frau verbeugte sich leicht und sagte:

— Gewiß. Ich hoffe, Herr Amin wird mit einem einfachen Zimmer vorlieb nehmen.

— Ich athme Himmelsluft überall, wo ich nicht im Kerker bin, sagte der junge Mann.

— Dann aber habe ich noch eine Forderung an Sie, sagte Wohlbrecht.

— Fordern Sie, mein Herr. Ich bin Ihnen viel Dank schuldig.

— Sie werden ihn später abtragen. Vorerst aber schwören Sie mir, daß Sie keinem Menschen sagen wollen, daß ich es gewesen bin, der Sie aus dem Gefängniß geführt hat; schwören, Sie, daß, was auch geschehen möge, Sie Ihren Schlupfwinkel nicht verlassen wollen, bis ich es Ihnen sage. Wollen Sie das, so genügt Ihr heiliges Ehrenwort statt des Schwures.

— Nehmen Sie es, sagte Felix Amin, Wohlbrechts Hand ergreifend.

— Ich danke Ihnen, entgegnete der Advokat, die Hand des jungen Mannes drückend. Es ist um unser Aller Sicherheit willen.

Bertha von Wildenoff hatte einen seltsamen, erschreckten Blick auf Felix Amin geworfen, als er sein Ehrenwort gab. Eine leichte Röthe hatte ihre Wangen gefärbt, jedoch hatte es Niemand bemerkt.

— Ich verlasse Sie jetzt, meine Herrschaften. sagte Wohlbrecht. Haben Sie schon darüber nachgedacht, wie Sie Ihre Zeit verbringen wollen, Herr Doktor? Eine Zeit lang werden Sie außer Frau von Wildenoff und mir noch keinen Menschen sehen dürfen. Die Sache muß erst etwas in Vergessenheit gekommen sein und die Horstmars müssen es aufgegeben haben, Sie wieder in ihre Gewalt zu bekommen.

— Aber wird man mich hier nicht finden? fragte Amin.

— O nein. So lange Sie klug und verschwiegen sind, sind Sie sicher.

— Ueber meine Zeit habe ich noch nicht disponirt. Ich wünsche mich wissenschaftlich zu beschäftigen. Vielleicht ist es möglich, von meinen Büchern einige hierher zu schaffen.

— Von den Ihrigen? Das wird kaum angehen. Ihre Frau Mutter darf vorläufig noch nicht ahnen, wo Sie sind.

Bei Nennung dieses Namens bedeckte Amins Stirn eine fahle Bläße.

— Meine arme Mutter! sagte er leise.

Wohlbrecht schien dies überhört zu haben. Mit vollkommener Ruhe sagte er:

— Das hat noch Zeit. Ich werde in diesen Tagen mit Ihnen einmal darüber sprechen. Vielleicht wird Ihre Einsamkeit recht ersprießlich für das Gemeinwohl, was ich sehr wünsche. Doch das findet sich. Vorsicht, Herr Doktor; Vorsicht, meine Gnädige. Leben Sie wohl.

Der Advokat verließ das Zimmer und Bertha verschloß hinter ihm die geheime Thür. Felix Amin hatte sich in einen Sessel geworfen. Als sich Bertha wieder zu ihm umwendete, standen Thränen in ihren Augen. Sie ging langsam auf Felix zu und legte ihren Arm um seine Schulter. Ihr Haupt sank allmälig auf diese Schulter und heiße Thränen drangen zwischen den Wimpern hindurch.

Felix Amin zog die schöne junge Frau leise an sich.

— Warum Thränen, Bertha? fragte er.

— O, laß mich weinen, Felix — um mich — um Dich.

— Warum, Bertha? Ich bin frei, ich bin bei Dir! Nicht Thränen des Schmerzes sollten fließen.

— O, laß mich! Das lindert den glühenden Schmerz.

— Rede, Bertha; was ist Dir?

— O, Deine Mutter, Felix!

— Was ist's mit ihr? Sie war bei Dir, ich weiß es — sie hat hart gesprochen —

— Sie hat mir geflucht!

Felix Amin nahm den Kopf der schönen Frau zwischen seine beiden Hände, und sie emporziehend, rief er leidenschaftlich:

— Ich liebe Dich, Bertha! Ich könnte Dich nicht lassen, nimmer, und wenn alle Gewalt des Himmels und der Erde dagegenstände.

— Rede nicht so, Felix! Das beschwört den Fluch auf unser Haupt. Wir müssen uns trennen!

— Niemals, sagte der Jüngling finster.

— Doch, doch, Geliebter. Ich bete Dich an, aber ich will auf den Knieen liegen und zu Dir flehen: laß mich!

— Nein, nein, nein! Warum sollte ich das Glück von mir stoßen, Dich in meine Arme zu schließen? Ich kann Dich tragen und schützen mit diesen Armen. Wir wollen unser Glück erringen. Mein Weib sollst Du werden! Ja, ich will um Dich kämpfen, Bertha, und mein Lohn

soll ein Lächeln von Dir, meine Himmelsseligkeit Deine Umarmung sein.

Bertha von Wildenoff sank leise vor dem jungen Mann auf die Kniee. Ihr Busen, nur ungenügend verhüllt durch das sich lösende Nachtkleid, wogte stürmisch. Ein Gefühl wahnsinniger Lust durchschauerte ihn. Aber Bertha hob die Hände empor und sagte in flehendem Tone:

— Du kannst mich vor meinem Schicksale nicht schützen, Felix. Ich fürchte, Du kannst Dich selbst nicht mehr schützen. O, hättest Du diesem Manne nicht Dein heiliges Wort verpfändet! — Fliehe, so lange es noch Zeit ist.

— Du sprichst sonderbar, sagte Felix, seine Arme um sie legend. Still, Geliebte — ich bin so selig, Dich zu sehen. Träufle keinen Tropfen Wermuth in diese Himmelslust. Ich liebe Dich, Bertha! O, wie schön bist Du!

Felix Amin zog Bertha von Wildenoff leise empor an seine Brust. Seine Arme umschlangen ihren üppigen, zitternden Leib. Mund auf Mund sogen sie glühende Küsse, athmeten sie verderbliche, sinnverwirrende Lust.

Aber plötzlich riß sich Bertha los, das Antlitz von dunklem Purpur übergossen.

— Halt! rief sie zitternd. Nicht weiter,

Felix! Zerreiße nicht freventlich das Band, das uns umgiebt!

Sie trat einen Schritt zurück, die Hand auf das pochende Herz gedrückt. Ihr Aussehen war in diesem Augenblicke gebietend, majestätisch.

— Du sollst mich erst hören, ganz anhören, ehe meine Hand wieder die Deinige drückt, meine Lippen die Deinigen berühren.

Felix Amin erhob sich mit glühendem Angesicht.

— Bertha, rief er erregt, was soll dieser Auftritt?

— Setze Dich dorthin, wir haben der Ruhe nöthig. Wir wollen keine Kinder sein und über kindischen Genuß das Wichtigste vergessen.

Die schöne Frau deutete gebieterisch auf den Sessel, von dem Felix soeben aufgestanden war. Der junge Mann gehorchte unwillkürlich. Es war etwas in dem Wesen dieser Frau, was keinen Widerspruch duldete. Sie hatte nur einen Meister, und dies war Wohlbrecht.

Bertha von Wildenoff ging jetzt mit festen Schritten im Zimmer auf und ab, um den Sturm zu beschwören, der in ihrem Innern tobte. Ihre Gesichtszüge veränderten sich zusehends. Statt der glühenden Erregung prägte sich allmälig eine

kalte Ruhe in denselben aus. Als sie sich wieder zu Felix wendete, war dieser Prozeß vollendet. Die Linien dieses antik schönen Antlitzes zeigten nur entschlossene Stärke und einen Zug eisiger Kälte.

Der junge Mann hatte dem Allen mit einem Gefühle zugesehen, das aus staunender Bewunderung und einer unheimlichen Empfindung, von der er sich selbst keine Rechenschaft geben konnte, zusammengesetzt war.

Bertha hatte ihm gegenüber Platz genommen. Sie schwieg noch einen Augenblick, um sich zu sammeln. Dann sagte sie mit klangvoller, fester Stimme:

— Du gabst heute Herrn Wohlbrecht Dein Ehrenwort, diesen Ort nicht zu verlassen, ohne seine Erlaubniß.

— Ich that es, sagte Felix erstaunt. Ich bin ihm sehr verbunden, warum sollte ich ihm diese Beruhigung nicht geben?

— O, hättest Du es nicht gethan!

— Erkläre mir das, Bertha. Er scheint die Macht zu haben, mich vor neuen Verfolgungen zu schützen.

— Diese Macht hat er.

— So sehe ich nicht ein, was Deine An-

deutungen bezwecken. Du scheinst zu schwarz zu sehen, Bertha. Erkläre mir —

— Höre mich an. Für wen hältst Du Herrn Wohlbrecht?

— Ich gestehe, daß dieser Mann ein Geheimniß birgt. Aber was giebt uns das Recht, ohne Weiteres anzunehmen, daß dies Geheimniß ein böses sei?

— Er ist für mich kein Geheimniß, Felix. Er läßt das Gefängniß stürmen, um Dich zu befreien. Er schützt Dich gegen das Gesetz und die Polizei. Wer kann das Alles?

— Ein mächtiger Fürst dieser Erde, sagte Amin lächelnd.

— Oder ein Betrüger, setzte Bertha hinzu.

Felix Amin schwieg. Frau von Wildenoff fuhr fort:

— Ich will Dir Alles sagen, selbst auf die Gefahr hin, Alles zu verlieren. Du hast dem Teufel Deine Seele verkauft, mein armer Felix, als Du diesem Manne versprachst, ihm zu gehorchen. Wohlbrecht ist der Dämon, der dies Land, wo jetzt Friede und Segen wohnt, zerrütten wird. Wohlbrecht ist der Mensch, der es wagt, sich gegen die ewige Weltordnung Gottes aufzulehnen, und der so teuflische Kräfte hat, daß ihm das Alles

scheinbar gelingt. Einen Mann von anerkannter Rechtlichkeit hat er jetzt eben von Haus und Hof getrieben, weil er seinen Zwecken dort entgegen war. Einen der größten Kaufleute hier in der Stadt hat er zu seiner Creatur umgeschaffen; wie das möglich war, weiß ich nicht. Junge Männer hat er an sich gezogen und zu Verbrechen und Entwürdigungen geführt, um sie zu seinen Geschöpfen zu machen.

Bertha von Wildenoff schwieg einen Augenblick und athmete schwer. Ihre Stimme war bei den letzten Worten klanglos und dumpf geworden. Sie fuhr ebenso fort:

— Ich kannte ein Mädchen, das in einer stillen Sphäre ihre Tage verleben wollte, arbeitsam und genußlos. Da wurde sie mit jenem Manne bekannt. Er vergiftete ihr Herz mit Genußsucht, ihre Seele mit glühenden, heißen Bildern. Er that dies, um sich die Reize dieses armen Geschöpfes dienstbar zu machen. Sie ward seine Creatur, wie alle Andern, und diente seinen Zwecken, wie sie. Statt ihres einfachen, aber ehrlichen Namens nahm sie einen vornehmen an. Er stellte ihr Geld zur Disposition und sie lebte fortan als große Dame. Aber bei dem Allen ist sie seine Creatur. Er kann sie

vernichten, sobald er will, und sie gehorcht ihm, um zu existiren. Diese Frau bin ich, Felix!

Frau von Wildenoff schwieg, indem sie einen starren Blick auf Felix Amin heftete. Der junge Mann sprang heftig auf.

— Bertha, rief er, was ist das? O, daß Du unbarmherzig den Schleier von meinem Traume wegreißest! Also die Gefährtin des Verbrechers habe ich geliebt, und Du — Du sagst mir das?

— O, wie bitter ist diese Stunde! preßte Bertha hervor. Ich wußte es — ich wollte das so, weil ich Dich liebe, Felix, wahnsinnig, entsetzensvoll liebe. Du sollst nicht Theil haben an dem Fluche. Geh'!

— Nein, nein, Bertha, ich lasse Dich nicht. Ich will Dich von diesen Ketten befreien. Komm, laß uns fliehen!

— Denke an Deinen Schwur!

Amins Antlitz zog sich krampfartig zusammen.

— Wahr, sagte er dumpf; ich bin jetzt noch an ihn gekettet. Aber es wird eine Zeit kommen, wo ich ganz frei bin. Dann, Bertha, will ich Dich retten.

— Glaubst Du, Kurzsichtiger, den Händen dieses Mannes zu entschlüpfen? Eher möchtest

Du dem Fluche Deiner Mutter entgehen, als den Stricken, mit welchen er Deine Seele umgarnt hat.

— Und was ist sein Zweck?

— Höre mich ruhig an, Felix. Dein ungestümes Wesen taugt nicht für solche Sache. Ich bin nur ein Weib, doch habe ich diesen Mann durchschaut und mir aus seinen Andeutungen ein Bild zusammengestellt. Dieses Bild ist grausenhaft, blutig, das Bild eines Mordes, der an einer ganzen Nation begangen wird. Wohlbrecht sammelt alle diejenigen um sich, deren Sinnen hinausgeht über das Gewöhnliche, was tüchtiger Arbeit und strenger Pflichterfüllung erreichbar ist, ein Volk von Mißvergnügten, Genußsüchtigen und Arbeitsscheuen. Dies Heer vergrößert sich lavinenartig und wird im Fallen diesen Staat zertrümmern. Dann wird Wohlbrecht herrschen über die, welche übrig geblieben sind, über die Schlechten, über die Verbrecher und Jünger des Schwindels. Das ist sein Ziel, das seine Macht. Mehr und mehr Seelen werden durch ihn verdorben, sittlich vernichtet und dann für ihn geopfert. Aber er allein weiß, daß alle Leidenschaften dem dienen, der sie im rechten Augenblick zu nähren weiß.

Das ist sein Geheimniß. Was in des Menschen Brust an guten und an bösen Eigenschaften schlummert, das hat er in seinen Sold genommen. Er, der nur einer Leidenschaft, dem Ehrgeize, fröhnt; er, den nicht Weiberreize, nicht Wein noch Spiel erhitzen — er herrscht über Alle, die diesen Empfindungen nicht jede Kammer ihres Herzens verschließen. Und wenn sein Opfer auch in der Mitte des Weges steht, wohin derselbe unwiderstehlich führt — zurück kann Niemand, wer ihm einmal folgte, weil seine Bahn von Fehlern und Sünden überhäuft ist, die sich dem, der zurück wollte, wie Dolche entgegenstellen.

So ist der Mann, der Dir die Freiheit wiedergab, dem Du ein heiliges Versprechen gabst. Die große Menge horcht auf seine Worte, wie auf ein Evangelium. Ein Wort von ihm, und himmelhoch lodert der Aufruhr. Und damit kein Verdacht auf seine Schritte fallen und er die Welt mit Sicherheit betrügen kann, steht er selbst in Diensten dieses Staates.

— Wie, Herr Wohlbrecht ist ein Beamter des Staats?

— Beamter der Behörde, die für das Volk ein Gespenst des Schreckens ist. Er steht im Dienste der geheimen Polizei.

— Dieser Mann muß einen gewaltigen Geist haben.

— Er hat den Geist eines Gottes, aber das Herz eines Teufels.

Felix Amin ging heftig im Zimmer auf und ab.

— Mir wird jetzt Vieles klar, murmelte er; aber ich erschrecke vor dieser Klarheit. Wenn es so ist, wie sie sagt, so ist hier Alles für mich verloren. Ich habe einen Menschen getödtet — entsetzlich — dieses Weibes wegen.

Er trat dicht vor Bertha hin und sagte in hartem Tone:

— Bertha, Du sagtest, Du seiest sein Werkzeug. Was thatest Du, das Dich ausstößt aus der Reihe der Guten?

— Felix, auf die gerade Frage eine gerade Antwort. Ich bin schön; meine Reize verblendeten Viele. Einer von ihnen glaubte in dem Fürsten einen Nebenbuhler zu erblicken und versuchte, denselben zu tödten. Sein Name ist Paul Wagner.

— Paul Wagner? Der Unglückliche! Er ist wahnsinnig geworden. Was weiter, Bertha? Ist dies Dein einziger Verrath?

— Felix, Du bist hart. Nicht ich war es,

sondern Wohlbrecht. Ich schwöre es Dir, ich bin unschuldig!

Bertha von Wildenoff brach in Thränen aus. Sie erzählte schluchzend jene Begebenheit mit Paul Wagner. Als sie geendet hatte, sagte Amin weich:

— Ich begreife Deinen Schmerz und beklage Dich. Ist weiter nichts, was Deine Vergangenheit trübt?

— Nichts, Felix.

— Verhehle mir nichts, Bertha, und sei es das Schrecklichste. Diese Stunde bringt so viele schmerzliche Enthüllungen, daß ich gestählt bin für noch viele.

— Ich schwöre es bei unserer Liebe, Felix, es ist nichts weiter. Ich habe mein ganzes Herz vor Dir geöffnet, weil ich nicht will, daß auch Du des Fluches theilhaftig werdest, der über mir schwebt. Ich hoffe nichts mehr, als noch eins.

— Das ist?

— Höre, Felix, sagte die schöne Frau leise in fieberhafter Hast. Wohlbrecht darf die Früchte dieser Thaten nicht genießen. Ich kann das Weltenrad nicht hemmen — es läuft unwiderstehlich vorwärts — aber ich kann den Theil

der Schuld, den ich an diesen Dingen trage, tilgen — und ich werde es. Es wird der Tag kommen, an welchem Wohlbrecht durch mich fällt.

— Entsetzlich, Bertha!

— Ja, entsetzlich, grausenvoll für jeden guten Menschen. Darum verlaß mich, Felix.

— Warum so rasch entscheiden, Bertha?

— Du bist zu gut, zu edel für das Werk, das mir zu vollbringen bestimmt ist. Du bist aus zu feinem Stoff geschaffen, als daß der beschwerliche Weg Dir nicht die Füße ritzen sollte.

— Ich bin ein Mann, Bertha. Willst Du mich nicht Theil nehmen lassen an Deinem Werke?

— Du hast noch Lebenshoffnungen, Felix, ich nicht. Unsere Rollen sind sehr verschieden.

— Ich habe Dich gehört, Bertha. Nun höre Du auch mich. Ich habe lange still geschwiegen, weil man in solchen Dingen nicht übereilt urtheilen soll. Aber ich weiß jetzt ganz genau, was ich thun muß. Zuerst, was mein Verhältniß zu Dir betrifft —

— Halt, Felix, keine Uebereilung! Denke nicht an mich. Ich will für Dich auf ewig verloren sein.

— Laß mich ausreden. Ich liebe Dich leidenschaftlich, jetzt noch ebenso, wie früher.

— Mein Gott, so kann Dich nichts von Deiner Leidenschaft heilen, so bist Du verloren, Unglücklicher!

— Nein, nicht so. Vorhin, als Du mir die ersten Enthüllungen machtest, kam mir ein anderer, schrecklicher Gedanke. Bertha, ich glaubte, Du habest Dein heiligstes Gut entweiht, verkauft, die Blüthen aus dem Kranze Deiner Jungfräulichkeit seien verdorrt.

— Nein, Felix, dem ist nicht so. Es hat Niemand gewagt, mich zu berühren, rief Bertha erröthend.

— Dann ist es gut und Du bist noch zu retten aus dem Labyrinthe, das Dich umgiebt. Ob unser Bund jemals den Segen der Kirche erhalten wird — wir wollen es jetzt nicht entscheiden. Aber die Freundeshand will ich Dir reichen, als Dir verbunden zu gleichem Werke. Uns liegt es jetzt ob, jenen Mann, der glaubt, die Welt liege zu seinen Füßen, der ein Gott sein will, da er doch nur ein Mensch ist, wie wir, zu besiegen. Es ist in dieser Stunde eine große Veränderung mit mir vorgegangen. Auch ich habe zu büßen, auch ich habe zu sühnen.

— Hast Du Dich geprüft, Felix, ob Du solchem Werk gewachsen bist? Es ist ein blutiger, entsetzlicher Weg, den wir gehen.

— Du, das Weib, fragst mich, den Mann, darnach?

— Soll ich das nicht? Bin ich auch ein Weib, so empfinde ich doch, gleich Dir, lebhaft, kraftvoll die Schmach einer Zeit, da Throne gestürzt werden sollen durch die Hand eines Betrügers, eines Verbrechers. Ich weiß noch einen, der ebenso denkt, wie wir. Er sei der Dritte im Bunde.

— Wer ist's?

— Paul Wagner.

— So war er nicht wahnsinnig?

— Er wurde dafür erklärt, um ihn der Verurtheilung zu entziehen. Unter unsern Füßen, in diesem Hause, brütet auch er Rache und wirkt gegen diesen Mann, indeß er für ihn zu wirken scheint.

— Ich muß ihn sehen.

— Jetzt nicht, Felix. Vorsicht ist uns vor Allem nöthig. Glaube mir, den Teufel Wohlbrecht täuscht nur die äußerste Klugheit, nur ein ebenso verschmitzter Kopf. Es ist bald Zeit zum Handeln. Siehe, dann, wenn er gierig nach den

Früchten jahrelanger Arbeit greift, dann soll mein Dolch ihm diese Frucht entreißen. Mir gehört er, einem schwachen Weibe, mir, der er Alles genommen, Frieden und Freude, Ruhe und Glück. Mir gehört er!

Bertha von Wildenoff war bei diesen Worten aufgesprungen und stand da, den rechten Arm gebietend erhoben, mit flammendem Blick und wogendem Busen.

— Du bist eine Heldin, Bertha, sagte Felix Amin bewundernd.

— Nur ein schwaches Weib, Geliebter, aber ein Weib, dem man Alles genommen, und solche Weiber werfen die natürliche Schüchternheit ihres Geschlechtes ab. Wehe ihm!

— Wehe ihm! wiederholte der Jüngling langsam, indem er Bertha's Hand ergriff. Mag dieser Mann den Weg bahnen; wir wollen ihm folgen, bis das Schicksal selbst Halt ruft. Man kann sich bei dem Anblick Deines Heldenmuthes an solchen Gedanken erwärmen. Warum zagte ich? Mein Dasein hat einen Zweck, der groß und herrlich ist.

— Schlafe wohl, Geliebter.

— Schlafe wohl.

Bertha von Wildenoff reichte Felix Amin die

Hand, nachdem sie ihn in ein versteckt liegendes kleines Gemach geleitet hatte. Dann ging sie in ihr Schlafzimmer, indem sie leise wiederholte:

— Sein Dasein hat einen Zweck, der groß und herrlich ist. Mein Dasein nicht, doch mein Tod soll diesen Zweck besiegeln.

6.

Meine Stunde ist noch nicht gekommen.

Langpeter, oder wie er jetzt heißt, Peter Frank, hatte in dem dunklen Erdgeschoß den Advokaten erwartet. Derselbe verließ, wie wir wissen, nach einem Gespräch mit Felix Amin die Wohnung der Baronin Wildenoff durch die verdeckte Tapetenthür, welche er bei seinen geheimen Besuchen gewöhnlich zu benutzen pflegte. Die beiden Männer verfolgten schweigend ihren Weg. Vor der Hausthür zu Wohlbrechts Wohnung sagte dieser:

— Schließ auf.

In diesem Augenblicke huschte ein Schatten am Hause entlang auf den Advokaten zu, und eine feine Stimme sagte:

— Mein Herr —

Der Mond war aufgegangen und warf ein ziemlich helles Licht auf die Straße. Der Advokat wandte sich um und sah ein Mädchen im erbärmlichsten Anzuge vor sich stehen. Das Kind zitterte vor Kälte, und das war nicht zu verwundern, wenn man sah, wie die ärmlichen, zerrissenen Kleidungsstücke kaum geeignet waren, die Blößen des Kindes zu decken.

— Was willst Du? fragte der Advokat heftig. Jetzt noch betteln? Packe Dich!

— O, mein Herr, nur einen Augenblick, bat das Kind.

— Nichts, nichts, ich rufe die Polizei. Das ist unausstehlich.

— O, nicht die Polizei, wimmerte die Unglückliche. Ich fürchte mich so sehr.

Und sie sah sich angstvoll um.

— Ist denn die Thür noch nicht offen? sagte der Advokat ärgerlich.

— Das Schloß dreht sich nicht, sagte Peter Frank.

Der Advokat murmelte „Dummkopf" und stieg die Stufen hinauf, um selbst aufzuschließen. Das Kind folgte ihm zitternd. Er bemerkte es und sagte zornig:

— Willst Du gehen, Du Balg. Welche Frechheit.

— O, mein Herr, ich habe etwas zu sagen. Droben —

— Nun, da bin ich begierig, was Du zu sagen hast.

Jetzt wandte sich Peter um und sagte:

— Ich glaube, diese Stimme kenne ich. Bist Du's, Anna?

— Langpeter! rief das arme Kind jubelnd. Ja, ich bin's. Ich habe Dich alle Tage gesucht, fortwährend. Die Alte schlägt mich so sehr, wenn Du nicht da bist. Ich will bei Dir bleiben und nicht wieder zu der Alten zurückkehren. Ich kannte Dich nicht, weil Du einen so vornehmen langen Mantel trägst.

— Was ist dies für ein Kind? fragte Wohlbrecht.

— Es ist Anna, das Kind der alten Hanne, entgegnete Peter.

— So, so; und was wolltest Du von mir, mein Kind?

— Jetzt sind Sie wieder gut, mein Herr, nicht wahr? Ich will nicht betteln, sondern nur etwas sagen, was ich gesehen habe. Ich habe den ganzen Abend auf Sie gewartet, obgleich

ich mich sehr fürchtete, denn in der Stadt tobten die Leute. Man schoß auch, und dann kamen viele Soldaten.

— Was wolltest Du mir sagen?

— Ich war hier im Hause, Herr, als Sie nicht zu Hause waren.

— In diesem Hause?

— O, seien Sie nicht böse, lieber Herr! Ich wollte nur Langpeter suchen, weil die Alte mich so sehr schlägt, wenn er nicht da ist. Es kam ein fremder Mensch hier im Hause die Treppe herauf. Er hatte ein schwarzes Tuch um den Kopf gebunden. Sie sprachen nachher mit ihm.

— Aha, der Chirurgus, sagte Wohlbrecht für sich.

— Ich kroch auf die Speichertreppe, damit er mich nicht sehen sollte, weil ich mich vor ihm fürchtete. Er schloß Ihr Zimmer auf und ging hinein.

— Was? Er schloß das Zimmer auf? Mit einem Schlüssel?

— Ja, Herr. Aber er machte die Thür nicht ganz zu hinter sich; er wollte gewiß stehlen. Ich schlich hinter ihm her, um zu sehen, ob es nicht am Ende Langpeter sei. Der Mann sprach

leise einige Worte und schüttete dann aus einem Fläschchen etwas in das Wasser.

Der Eindruck, den diese Worte auf Wohlbrecht machten, war außerordentlich. Dieser Mann erkannte sofort, in welcher Gefahr er gewesen war. Eine fahle Blässe bedeckte einen Augenblick sein Gesicht. Er nahm alle Kraft zusammen und sagte ziemlich ruhig:

— Und was meinst Du, mein Kind, was das gewesen wäre?

— Das weiß ich nicht, mein Herr. Aber ich habe von der Mutter Hanne gehört, man könne den Leuten etwas anthun, wenn man in das Wasch- oder Trinkwasser etwas hineinthue. Da Sie so gut gegen Peter gewesen sind, wollte ich nicht, daß Ihnen etwas Böses geschehe, und habe deshalb auf Sie gewartet, um Ihnen zu sagen, Sie sollten nicht von dem Wasser trinken, und sich nicht damit waschen.

— Das ist schön von Dir, mein Kind; das will ich Dir lohnen. Aber was that der Mann weiter?

— Ich schlich auf die Speichertreppe zurück, als sich der böse Mann wieder der Thür näherte. Er steckte den Kopf heraus und lauschte eine Weile. Unten sprachen Leute. Dann kamen

Sie. Der Mann verschloß rasch die Thür und ging hinunter.

— Aha! Nun, Langpeter, ist die Thür endlich offen?

Langpeter hatte der Erzählung des Kindes mit offenem Munde zugehört. Er antwortete jetzt mit einem Seufzer:

— Ja, Herr.

— Warum seufzest Du dabei? fragte der Advokat.

— Weil das eine entsetzliche Geschichte ist.

Der Advokat lachte etwas gezwungen und sagte:

— Hasenfuß! Dieser Mann ist mein Barbier. Er thut jeden Abend etwas in mein Waschwasser, was die Haut geschmeidig macht. Das ist Alles. Aber von diesem Kinde war es brav, daß es uns erwartet hat.

— Der Barbier war aber noch nie da, erwiederte Peter.

— Du sahst ihn nur nicht. Laß das Kind mit heraufkommen; es mag diese Nacht oben in Deinem Zimmer schlafen. Morgen in der Frühe kann es dann nach Hause gehen. Für heute ist es zu spät.

Die drei Personen befanden sich bald darauf

in Wohlbrechts Zimmer. Der Advokat hatte jetzt seine volle Ruhe wiedergewonnen.

— Nun zeige mir, mein Kind, in welche Gefäße der Mann etwas hineingeschüttet hat.

Das Kind deutete auf die Wasserflasche und das Waschbecken.

— In dies und in dies.

— So. Du sollst einen ganzen Thaler haben, mein Kind.

— Die alte Hanne wird ihn mir fortnehmen und vertrinken, und dann wird sie mich noch schlagen, weil ich diese Nacht nicht nach Hause gekommen bin.

— Das wird sie nicht. Ich werde dafür sorgen. Sie soll Dich nie wieder schlagen.

— O, Sie sind sehr gut, mein Herr. Aber die Mutter Hanne ist schlecht.

— Ich werde mit ihr reden, daß sie Dich nicht mehr schlägt. Jetzt könnt Ihr zu Bett gehen.

Peter Frank nahm das Mädchen bei der Hand und ging mit ihm die Bodentreppe hinauf nach seiner Kammer.

— Kommst Du nie wieder zu uns, Peter? fragte das Mädchen.

— Nein, Anna! Ich bin jetzt ein vornehmer

Mann. Ich bekomme alle Tage Geld und habe schöne Kleider, nur darf ich keinen Branntwein mehr trinken; das ist hart.

— Warum denn nicht? Die Mutter Hanne trinkt doch alle Tage Branntwein.

— Ja, sieh, das ist bei den vornehmen Leuten so. Da darf man nur Wasser oder Kaffee trinken.

— Ich möchte auch vornehm sein, seufzte Anna.

— Du wirst es auch noch, wenn der Herr es will. Er kann Alles.

— Er ist wohl Gott?

— Ich weiß es nicht, Anna. Aber er ist mehr als alle Andern. Er weiß Alles und Alle gehorchen ihm.

Unterdessen hatte Wohlbrecht in seinem Zimmer mit übereinander geschlagenen Armen lange vor dem Tisch gestanden, auf welchem das Waschbecken und die Wasserflasche standen. Seine Brauen waren zusammengezogen und seine Lippen fest aufeinander gepreßt.

— Also das war es, was Dich hierherführte, Freund Nathanael! murmelte er. Du wolltest dasselbe Kunststück machen, wie bei dem Gefangenwärter? Der Pfeil soll Dich treffen,

den Du auf mich abgeschnellt hast. Ich werde Dich erst vor mir knieen und um Barmherzigkeit bitten lassen, und dann werde ich Dich zertreten, wie einen Wurm.

Aber doch — noch ein Schritt, und ich starb, und all' die gewaltigen Pläne, welche dies eine Gehirn beherbergt, starben mit, und die Menschheit wüßte nicht einmal, wer gestorben.

Ha, so da zu liegen, eine hülflose, blasse Leiche, ein ekles Gemisch von Moder und Fäulniß! Nein, mein dicker Mörder, diesmal hast Du Dich verrechnet. Und dieser eine Rechenfehler kostet Dir Dein elendes, schmutziges Leben.

Du bist gut dazu, einen Menschen zu vergiften — zu weiter nichts. Was verliert die Menschheit an Dir? Einen Fälscher und Mörder. Du glaubtest Dich rächen zu können an dem Wohlbrecht, der Dir den Fuß auf den Nacken setzte; Du wolltest mit einem Schlage vernichten, woran jahrelang gebaut worden. O nein, mein Freund, ich bin zu etwas Größerem bestimmt, als an Deinem Gifte zu sterben.

Meine Stunde ist noch nicht gekommen!

Der Advokat wendete sich um und bemerkte jetzt erst, daß ein Brief auf dem Tisch lag. Er öffnete ihn sogleich und las:

„Nach Ihrer heutigen Unterredung mit dem Präsidenten hatte der Lieutenant Ringthal noch eine lange Debatte mit Sr. Excellenz. Er hat Sie als einen Doppelgänger, als einen Verdächtigen dargestellt und Verhaltungsmaßregeln gegen Sie erbeten. Der Präsident ahnt nichts. Er hat Alles verboten und ist voll Vertrauen zu Ihnen. Hüten Sie sich vor Ringthal."

Der Brief war ohne Unterschrift, aber mit einem Zeichen versehen, welches Wohlbrecht sogleich als das eines seiner Verbündeten, eines Sekretärs des Polizei-Präsidiums, erkannte.

Er warf den Brief auf den Tisch und fing an, im Zimmer auf und ab zu gehen. Einige Male fuhr er mit der Hand über die Stirn und sprach dann halblaut vor sich hin:

— Auch von dieser Seite? Ringthal ist ein fähiger, schlauer Mensch. Auch er muß fallen, sonst wäre ich nicht sicher. Ein seltsamer Tag heute. Zwei Gefahren umgeben mich, deren Dasein ich nicht ahnte. Sie beide vernichtet dieser Abend. Dunkel rollendes Schicksal, ich erkenne Deinen Ruf. Die Bahn wird schwierig, doch die Entscheidung naht. Ich verstehe es, Du Dämon meines Lebens, was Du mir heute

zurufst: M e i n e S t u n d e i s t n o c h n i c h t g e k o m m e n!

Am andern Morgen begab sich Wohlbrecht in das Haus des Kommerzienraths Wildung. In demselben hatte sich Manches geändert. Zwar war die äußere Stellung des Hauses vollständig gerettet worden. Wildung hatte allen Verpflichtungen genügt und war vollkommen siegreich aus der Krisis hervorgegangen. Aber sein ganzes Wesen hatte sich geändert. Er war reizbar, mürrisch, ungerecht gegen seine Untergebenen geworden. So war es gekommen, daß mehrere der ältesten Diener des Hauses mit bewegtem Herzen dem Geschäft Lebewohl gesagt hatten, weil der Kommerzienrath in übermäßiger Gereiztheit bei der geringsten Gelegenheit einen Ton anschlug, den diese alten, treuen Diener des Hauses nicht vertrugen. Die Comptoirs hatten sich mit Subjecten gefüllt, die meist auf Wohlbrechts Rath angenommen worden waren und den Eindruck von Niedrigkeit und Gemeinheit machten.

Es war nicht mehr wie sonst in dem ganzen

Verkehr des Geschäfts. Es wurde herrisch befohlen, und ungern und mürrisch gehorcht. Nur der alte Kassirer war bis zuletzt geblieben, und dieser schüttelte oft sein graues Haupt über den traurigen Zustand des einst so blühenden, hochachtbaren Geschäfts.

Aber die Firma bestand. Das hatte der Kommerzienrath dadurch erreicht, daß er seine eigene persönliche Ehre und daneben noch vieles Andere opferte. In seinem Hause herrschte Unfrieden und Mißtrauen. Frau Wildung und Elmire bildeten ein Complot gegen das Familienhaupt und quälten ihn durch Kälte und Mißachtung.

So stand es in diesem einst so glücklichen, glänzenden Hause.

Wohlbrecht fand den Kommerzienrath in dem kleinen Comptoir. Er saß dort regungslos über seine Bücher gebeugt. Seine sonst so vollen Züge hatten etwas ungemein Scharfes bekommen, sein Anzug war bei Weitem weniger gewählt und ordentlich, als früher.

Der Kommerzienrath erwiederte den Gruß des Advokaten ziemlich gleichgültig. Er wollte dadurch eine gewisse Erregung verbergen, welche dieser unangenehme Besuch bei ihm hervorbrachte.

— Sehr in Geschäften, Herr Kommerzienrath? fragte Wohlbrecht.

— Ein wenig. Nehmen Sie Platz. Giebt's etwas Neues?

— Ich komme heute nur in einer Privat-Angelegenheit.

— So. Womit kann ich dienen?

Der Advokat sah sich um, ob er die Thür gut geschlossen habe.

— Es braucht Niemand zu hören, was wir zusammen sprechen, sagte er. Ich komme wegen Edgar.

— Was ist's mit ihm? Ich muß gestehen, dies Thema —

— Ist Ihnen nicht besonders angenehm. Ich weiß das. Aber doch, glaube ich, müssen wir einmal von der Sache sprechen. Die Welt erzählt sich Allerlei.

— Wohl wahr; indeß hat der widerspenstige Bursche sich das Alles selbst zuzuschreiben.

— Er kümmert sich für seine Person vielleicht weniger um das Gespräch der Gesellschaft, als Sie, Herr Kommerzienrath, das nöthig haben.

— Ich wüßte kaum, inwiefern.

— O doch, Herr Wildung. Es ist für Ihre

Geschäftsverbindungen keineswegs von Vortheil, wenn so unangenehme Privat-Verhältnisse der Oeffentlichkeit Preis gegeben sind.

— So soll Edgar sich meinem Willen fügen.

— Wenn er das aber nicht thut?

— Ich habe geschworen und werde meinen Schwur halten.

— Es war dies einer jener unheilvollen Schwüre, Herr Kommerzienrath, die oft sehr viel Unglück anrichten.

— Wo ist der junge Herr jetzt?

— Er wohnt in der oberen Vorstadt.

— Und wovon lebt er, wenn ich fragen darf?

— Es fehlt ihm an nichts. Er hat ein Pferd und reitet täglich spazieren; er tafelt lange und trinkt gut.

— Und wer bezahlt?

Wohlbrecht lächelte.

— Ich habe ihm auf Ihr Conto Einiges vorgeschossen. Wir können es uns gelegentlich berechnen.

— Glauben Sie, daß ich für diesen Taugenichts etwas bezahle? O nein, keinen Pfennig, ehe er nicht zu mir kommt und mich um Verzeihung bittet.

— Sie vergessen ganz, Herr Kommerzienrath, daß es sich hier um ein geschäftliches Interesse handelt. Ich habe hierbei auch wohl etwas mitzusprechen, da ich bei dem Geschäft betheiligt bin.

Der Kommerzienrath sah Wohlbrecht einen Augenblick zweifelhaft an. Dann schien er eine heftige Antwort geben zu wollen. Aber der Advokat saß ihm so ruhig lächelnd gegenüber, daß er sich endlich auf das besann, was zwischen ihm und diesem Manne vorgefallen war. Er fuhr rasch mit der Hand über die Stirn und sagte mit leiser Stimme:

— Richtig, Sie sind mein Associé geworden. Mein Kopf hat gelitten. Ich bin sehr vergeßlich geworden.

— Ich möchte Ihnen einen leichten und bequemen Modus vorschlagen. Edgar kehrt ruhig in Ihr Haus zurück, ohne jede Demüthigung, ohne Aufsehen.

— Niemals! sagte Herr Wildung rasch.

— Ich hatte schon einmal die Ehre, zu bemerken, daß es wohl möglich sein könnte, daß ich diesen Schritt für möglich hielte. Wir wollen nicht um des Kaisers Bart streiten, Herr Kommerzienrath. Edgar soll in Ihr Haus zu-

rückkehren, ohne sein altes Verhältniß mit Ihnen wieder anzuknüpfen. Er wird bei Ihnen wohnen und essen, und vor der Welt als Ihr wiedergefundener Sohn gelten, den eine zufällige augenblickliche Differenz von seinem Vater trennte. Sie geben nach einigen Tagen eine Soirée, in welcher Edgar erscheint, und damit ist Alles ausgeglichen.

— Und ich sollte es diesem Trotzkopfe ungestraft hingehen lassen, daß er meine Autorität mit Füßen trat? Wer sind Sie, daß Sie das von mir verlangen?

— Ihr Associé, sagte Wohlbrecht kalt.

Wieder fuhr des Kommerzienraths Hand über die Stirn.

— Es ist wahr, sagte er, wir arbeiten jetzt mit falschem Gelde.

— Seien Sie gerecht; dies falsche Geld hat Sie gerettet.

— Ja. Ich weiß nicht, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn ich fallirt hätte.

— Wie Sie meinen. Doch die Sache ist einmal geschehen und es läßt sich mit dem besten Willen nichts mehr daran ändern.

— Wahr, wahr; ich sehe es jede Nacht ein, wenn ich nicht schlafen kann.

— Trinken Sie vor dem Schlafengehen ein Glas Grog. Man schläft ganz ausgezeichnet darnach.

— Hören Sie, Wohlbrecht, ich habe in meiner Jugend einen Kaufmann gekannt, welcher stahl, um nicht bankerott zu werden. Er wurde wahnsinnig, der arme Tropf, und verrieth sein Geheimniß selbst. Sie legten ihn später auf dem Kirchhofe an die Mauer, wo die Selbstmörder liegen. Er war zur Nachtzeit in den Strom gesprungen, über den mittelsten Pfeiler der neuen Brücke.

— Was soll diese Geschichte?

— Mir träumte neulich, ich spränge auch über den mittelsten Pfeiler der neuen Brücke in den Strom. Als das kalte Wasser über mir zusammenschlug, erwachte ich.

— Sie sind unwohl, Herr Kommerzienrath. Sie müssen einen verdorbenen Magen haben, denn dergleichen unangenehme Träume kommen stets aus dem Magen.

Herr Wildung lächelte trübselig.

— Aus dem Magen? sagte er. Sitzt im Magen das Gewissen?

— Nein, Herr Kommerzienrath, dies Ding sitzt nirgend; es existirt nur in der Einbildung.

Wohlbrecht sagte dies in leichtem, beinahe scherzenden Tone.

— Sie scheinen allerdings über eine solche Schwäche erhaben zu sein, bemerkte der Kommerzienrath.

— Wir sprechen von Edgar.

— Ja wohl, von Edgar. Die Sache macht mir viel Kummer.

— Ich dächte, mein Vorschlag wäre annehmbar.

— Man wird mich auslachen.

— Es wird Niemand daran denken, den reichen und vornehmen Kommerzienrath Wildung auszulachen.

— Edgar wird immer kecker werden.

— Lassen Sie ihn thun, was er will, stören Sie ihn nicht in seinen Vergnügungen. In wenigen Monaten ist über Alles Gras gewachsen. Edgar hat schon Manches gelernt. Er dachte sich die Sache leichter, als sie ist. Allen frühern Verbindungen entsagen und in Kreisen zu verkehren, die man sonst nie betreten, weil sie zu niedrig waren, das spricht sich leicht aus, aber in Wirklichkeit ist es sehr schwer, fast ebenso schwer, als arbeiten lernen, wenn man an ein Leben des Müssigganges, des feinen Genusses gewöhnt ist.

— Das Alles paßt auf Edgar vollkommen.

— Er hat schon oft den Wunsch geäußert, in seine früheren Verhältnisse zurückzukehren. Die erste Wuth seiner Arbeitsstimmung, um mich so auszudrücken, ist vorüber. Sie werden leichteres Spiel haben.

— Wollte es Gott!

— Wie lange wird es dauern, so liegt auch der Ungetreue wieder zu den Füßen Ihrer Fräulein Tochter —

— Mein Herr, auch das wissen Sie?

— Warum nicht? Die ganze Welt weiß es.

— Aber Sie mischen sich in Verhältnisse, die meiner ausschließlichen Beurtheilung unterworfen sein müßten. Ich finde das wenigstens unzart.

— Ich bin ja Ihr Associé, Herr Kommerzienrath.

— Alle Teufel! Ich bin aber kein Schulknabe.

— Recht so; werden Sie heftig. Ich werde desto ruhiger sein. Um also auf unsere Angelegenheit zurückzukommen —

— Sind Sie noch nicht fertig?

— Noch nicht, Herr Kommerzienrath. Ich glaube, es wird nicht lange dauern, bis auch Edgar zu den Füßen einer schönen Frau liegt.

— Meinen Sie? In diesem Falle würde ich Vieles vergessen.

— Seien Sie vorsichtig und es wird nicht fehlen. Ich darf ihn zurückbringen, nicht wahr? Im Anfange wird das Verhältniß zwar noch ein wenig kühl sein, aber das giebt sich mit der Zeit. Auch der Schnee schmilzt.

— Bringen Sie ihn, sagte der Kommerzienrath seufzend. Ich sehe, es geht nicht anders.

— Und in einigen Tagen geben Sie eine Soirée, damit den Leuten die Mäuler gestopft werden.

— Ich dächte, darum hätten Sie sich nicht zu kümmern, Herr Wohlbrecht. Haben Sie gestern Abend den Skandal gehört?

— Ja. Der Pöbel befreite einige Gefangene aus dem Gefängniß.

— Die Course werden in Folge dessen weichen.

— Pah, das fehlte noch.

— Man spricht von beträchtlichen Verlegenheiten bei der Bank. Der Finanzminister soll einen schweren Stand haben. Er soll beabsichtigen, seinen Abschied zu nehmen.

— Ich möchte wünschen, daß Sie an seine Stelle träten.

— So würde ich Sie arretiren lassen, mein Freund.

— Warum nicht gar? lachte Wohlbrecht. Ihren besten Freund, Ihren Associé! Aber wie schnell hätten wir alle Berichte und alle Course. Dann könnten wir spekuliren. Wir würden in einem Jahre Millionäre.

Der Kommerzienrath seufzte, dann sagte er:

— Ich habe noch eine Neuigkeit.

— Nun, ich bin gespannt.

— Briefe aus London melden, man habe bei der letzten Sendung von uns einen falschen Tresorschein bekommen.

— Einen einzigen?

— Ja. Er muß ungeschickt gearbeitet sein. Hier haben Sie ihn.

Der Kommerzienrath nahm aus dem Pulte einen Schein und reichte ihn Wohlbrecht. Dieser betrachtete ihn lächelnd und zerriß ihn dann.

— Blos fünfhundert Gulden? Darauf kann es uns nicht ankommen. Amortisiren wir diesen Schein.

Der Kommerzienrath lächelte auch, aber sehr schmerzlich und trübe. Er dachte oft auch im Wachen an den Kaufmann, der zum Dieb wurde, um nicht zu falliren, und der dann auf dem

Kirchhofe an der Mauer begraben wurde, weil er seinem elenden Leben selbst ein Ende gemacht hatte. Er dachte sehr oft daran, daß zwischen einem Diebe und einem Fälscher kein großer Unterschied sei.

Und es gab noch etwas Anderes, was ihn oft schmerzvoll mahnen wollte, daß er seine Ehre verloren.

Herr Nathanael Busch saß am Abende desselben Tages behaglich in seinem Zimmer, ein Glas Grog vor sich auf dem Tische. Ihm gegenüber saß ein junges Mädchen von etwas zweifelhaftem Aussehen, mit der er schäkerte und lachte. Er liebte seit einiger Zeit die Einsamkeit nicht, besonders nicht des Abends, wenn er trank. Es konnte ihm dann passiren, daß er thörichterweise glaubte, allerlei sonderbare Gestalten aus den Ecken kriechen zu sehen, die alle auf ihn eindrangen und ihn umklammerten. Auch heute hatten sich solche unangenehme Gestalten einfinden wollen. Die eine war dem vergifteten Gefängnißwärter ähnlich, die andere Wohlbrecht. Herr Nathanael Busch hatte sich schnell die kleine

Grisette kommen lassen, um während des Abends Zerstreuung zu haben. Nun lachten und scherzten sie miteinander. Der Chirurgus kniff die kleine Nanny in die rothen Wangen, und sie schlug ihn schelmisch lächelnd auf die Finger. Das aufgedunsene Gesicht des Chirurgus sah noch röther aus, als gewöhnlich, und er vergaß auf Augenblicke die schreckenden Gestalten des Gefängnißwärters und Wohlbrechts.

Jetzt näherte sich ein rascher Tritt der Thür und ein Mann trat ohne anzuklopfen in's Zimmer. Sobald der Chirurgus ihn erblickte, ward er todtenbleich und sank kraftlos in seinen Sessel zurück.

— Wohlbrecht! rief er.

Der Advokat betrachtete den Erschrockenen mit einem langen, vernichtenden Blick. Dann sagte er im heitersten Tone:

— Ich glaube, Sie erschrecken, wenn Ihre guten Freunde kommen.

— Ich — ich — glaubte —

— Am Ende, daß ich gestorben sein könnte, und mein Geist käme? Man stirbt nicht so leicht, Dicker.

Wohlbrecht sprach diese Worte in überaus höhnischem Tone.

— Was — gestorben — keuchte Busch. Meine Augen sind schlecht — ich erkannte Sie nicht. Ich wollte —

— Sie glaubten wohl gar, ich sei Jemand von der Polizei, sagte der Advokat lachend. Haben Sie denn etwas auf dem Gewissen — etwa einen kleinen Mordversuch?

Der Chirurgus fiel bei diesen Worten vorn über und keuchte:

— Ich bin verloren!

Wohlbrecht aber wandte sich mit der unbefangensten Miene an die schöne Nanny und sagte lächelnd:

— Ei, ei, sieh da, mein schönes Fräulein! Sie müssen dem Dicken wohl die Zeit vertreiben? Nehmen Sie sich in Acht, daß er Sie nicht einmal zur Kurzweil vergiftet. Es wäre schade um die schwarzen Augen, die rothen Lippen und die vollen, runden Arme.

Die Grisette schaute erstaunt bald Wohlbrecht, bald den Chirurgus an. Diese Scene flößte ihr Schrecken ein. Sie erhob sich schweigend, setzte ihren Hut auf und band ihren Mantel um.

— Adieu, Dicker, sagte sie. Ich empfehle mich Ihnen, mein Herr.

Nanny machte eine leichte Verbeugung und wollte das Zimmer verlassen. Aber mit einer bei ihm gewiß höchst seltenen Behendigkeit sprang der Chirurgus auf sie zu, und sie am Arm ergreifend, rief er:

— Bleib', Nanny, um aller Heiligen willen, bleib'! Der Mensch bringt mich um! Ich gebe Dir hundert Thaler, wenn Du bleibst!

Nanny stieß einen Schrei aus.

— Lassen Sie mich! rief sie, und versuchte sich loszureißen.

— Ich gebe Dir zweihundert Thaler, Nanny, heulte der Chirurgus. Um der Barmherzigkeit willen — bleibe hier!

— Nein, nein, lassen Sie mich los — ich will nicht. Sie sind ein unverschämter, ekelhafter alter Mann.

— Ich gebe Dir dreihundert Thaler, ächzte der Chirurgus.

Diese Summe schien einigen Eindruck auf die Grisette zu machen. Sie wendete sich zu Wohlbrecht, der dieser Scene lächelnd zuschaute.

— Mein Herr, sagte sie, können Sie mir eine Aufklärung über diese Scene geben?

Der Advokat zuckte die Achseln.

— Ich bin ebenso erstaunt, wie Sie, mein

Kind. Ich komme hierher, um meinen Freund Nathanael Busch auf ein Stündchen zu besuchen, und statt mich freundlich willkommen zu heißen, geberdet er sich wie ein Verrückter. Ich kann mir die Sache nur so erklären, daß er unwohl geworden sein muß. Sehen Sie nur, er zittert wie Espenlaub.

— Warum sprechen Sie — von — Gift? ächzte der Chirurg.

— Aus Laune, Dickerchen. Es war ein Witz, weiter nichts.

Nathanael Busch begann allmälig ein wenig aufzuathmen.

— Das ist ein grausamer Scherz, sagte er.

— Wenn man ein gutes Gewissen hat, Nathanael, ficht einem so etwas nicht an. Sie haben doch hoffentlich ein gutes Gewissen?

— Ja, ja, erwiederte der Chirurg, der nun anfing, sich seiner Angst zu schämen. Nur sind in letzter Zeit meine Nerven etwas schwach geworden. Das ist eine Folge des angestrengten Arbeitens.

— Ja wohl, und des vielen Grogtrinkens. Sie trinken zu viel, mein Freund. Das kann kein Mensch vertragen.

— Legen Sie Ihren Hut wieder ab, mein

schönes Kind! sagte der Chirurg. Bleiben Sie noch einen Augenblick hier.

Aber Nanny hatte beschlossen, sich aus dem Staube zu machen. Sie konnte ein Gefühl des Unbehagens nicht unterdrücken. Solche Geschöpfe fliehen Alles, was ihnen zuwider ist. Der Chirurgus hatte sie losgelassen und sich Wohlbrecht gegenüber wieder in seinen Sessel gesetzt.

— Ich will lieber nach Hause gehen, sagte sie. Schlafen Sie wohl.

Sie machte die Thür hinter sich zu und war verschwunden, ehe der Chirurgus zum zweiten Male aufspringen konnte, um sie zurückzuhalten.

— Nanny! Nanny! rief er mit flehender Stimme.

Aber das Mädchen hörte ihn nicht mehr.

Die beiden Männer blieben allein zurück.

Auf Nathanaels Gesicht grub die Todesangst ihre sichtbaren Zeichen. Aber er wollte das convulsivische Zucken beherrschen und sagte mit möglichster Ruhe:

— Trinken Sie ein Glas Grog?

— Ich danke Ihnen, Nathanael, sagte der Advokat ruhig. Ich trinke keinen Grog.

— Oder ein Glas Zuckerwasser? Ich werde klingeln, daß die Haushälterin kommt.

— Lassen Sie die Haushälterin, wo sie ist, und sagen Sie mir lieber, welches von den kleinen Fläschchen, die da in dem Schranke stehen, das stärkste Gift enthält.

— Mein Gott — Gift! Da ist kein Gift!

— So? Es war wohl auch kein Gift in dem Fläschchen, das Sie in meine Wasserflasche und in mein Waschbecken ausgossen?

Der Chirurgus sank langsam von dem Sessel herab, und mit gräßlich verzerrten Zügen auf den Knieen liegend, rief er:

— Barmherzigkeit, Wohlbrecht!

Aber er besann sich in diesem Augenblicke. Gestand er nicht seine Schuld ein, ehe ihm Wohlbrecht Beweise gegeben hatte? Der alte Fuchs hatte sich selbst gefangen. Er beschloß, das wieder gut zu machen, und seine Angst mit Gewalt unterdrückend, stand er auf und sagte:

— Ich weiß nicht, was Sie wollen, Wohlbrecht. Meine Nerven sind so angegriffen, daß sie die Erwähnung von Gift nicht mehr vertragen, seit jene unglückliche Geschichte passirte, von der Sie wohl wissen.

— Ja, ich weiß; doch meinte ich diese Geschichte nicht, sondern ein neueres Bubenstück.

— Was geht das mich an?

— Waren Sie gestern Abend in meinem Hause?

— Ja wohl. Wir gingen ja zusammen hinaus, also muß ich doch darin gewesen sein.

— Waren Sie in meinem Zimmer?

— Nein.

— Sie lügen, Dicker, Sie waren wohl in meinem Zimmer. Sie schlossen mit einem nachgemachten Schlüssel auf und ließen die Thür ein wenig offen. Dann gossen Sie aus einem Fläschchen etwas in mein Trinkwasser und in mein Waschwasser.

— Wer sagt das, Wohlbrecht? Das ist Lüge, Verleumdung —

— Ruhig, Schurke, donnerte Wohlbrecht mit blitzendem Auge. Du wolltest mich vergiften!

Ein Röcheln entwand sich jetzt der Brust des Chirurgus. Seine Arme streckten sich aus, wie Hülfe suchend. Sein Blick war starr und unbeweglich.

Der Advokat fuhr fort:

— Du schautest nach Vollbringung Deines Bubenstückes durch die Thür, ob auch Jemand Dich sehen könnte, wenn Du ebenso heimlich, wie Du gekommen, das Haus wieder verließest. Du siehst, ich bin genau unterrichtet.

Der Chirurgus antwortete nicht. Er saß wie leblos in seinem Sessel. Seine Nägel kratzten auf der Tischplatte, daß es knisterte und das Blut an seinen Fingern hervortrat. Nur diese Bewegung zeigte, daß Leben in ihm war, daß in seinem Innern die entsetzlichen Qualen der Hölle brannten.

— Antworte! sagte Wohlbrecht. Thatest Du das, oder thatest Du es nicht?

Jetzt schien sich der Krampf zu lösen, der ihn bisher gefesselt hatte. Wie ein Tiger sprang er auf Wohlbrecht zu, und seine Nägel tief in dessen Hals bohrend, drückte er ihm mit gewaltiger Kraft die Kehle zu.

— Ja, ich that es! schrie er. Ich will Dich tödten, trotz allen Teufeln, die in Deinem Solde stehen.

Wohlbrecht flimmerte es einen Augenblick vor den Augen. Aber er war stärker, als der Chirurgus. Mit einem Ruck befreite er seinen Hals. Die Nägel des Chirurgus rissen zwar blutige Streifen in die Haut, aber er war frei. Nun umklammerte er den Chirurg mit seinen langen, nervigen Armen und preßte ihn so kräftig zusammen, daß derselbe mit einem dumpfen Stöhnen von ihm abließ.

Der entsetzliche Kampf hatte nur einen Moment gedauert, nicht so lange, als wir brauchten, ihn zu beschreiben. Wohlbrecht warf den Chirurgus mächtig rückwärts, daß er taumelnd in den Sessel fiel. Dann trat er mit gekreuzten Armen ihm gegenüber.

— Elender Giftmischer! sagte er keuchend von der gewaltigen Anstrengung. Selbst zu diesem Geschäft bist Du noch zu feige, zu dumm. Glaubtest Du, meiner Herr werden zu können durch ein paar Tropfen Deines Giftes? Ich sage Dir, Deine Stunde ist gekommen! Du sollst die Qualen der Hölle empfinden und um den Tod bitten, als um die letzte Wohlthat, und sollst doch nicht sterben. Du sollst Dir selbst fluchen und Deinen Kopf an der Wand zerstoßen, ohne daß Dir der Tod als Erlösung erscheint. Steh' auf, Nathanael Busch, Du hast Deine Rolle ausgespielt. Mache Dich bereit, mir zu folgen.

Der Chirurgus schien jetzt wie aus einem Traume zu erwachen.

— Was ist das? sagte er schaudernd. O, wie schmerzt mein Rücken! Was that ich? Sind Sie es, Wohlbrecht? Was macht der Prinz? Ich habe früher so viel Geld gehabt — das ist

schon lange her — sie kamen des Nachts, und stahlen mir Alles. Ich will mein Geld haben — mein Geld — mein Geld!

Der Chirurg ging wankenden Schrittes auf das geheime Gefach in der Wand zu und riß es auseinander.

— Es ist nichts mehr da, heulte er. Alles fort — mein Geld — so schöne Thaler und Papier. Der Schurke Wohlbrecht hat die Diebe geschickt. Ah, wie es schmerzt!

Er wandte sich mit starrem Blick zu Wohlbrecht.

— Was willst Du hier? sagte er leise. Du siehst aus, wie ein Bote des Gerichts, oder wie der Tod. Geh' hinaus — ich will nicht vor Gericht und will nicht sterben.

Dem Advokaten überkam es wie ein kalter Schauder.

— Der Elende ist wahnsinnig geworden, murmelte er. Der Schreck war zu groß für sein schwaches Gehirn.

Er wandte sich zu dem Chirurgus.

— Nathanael, sagte er.

Der Angeredete sah ihn mit einem irren Blicke an und sagte dumpf?

— Wer ruft mich? Was willst Du von

mir? Ich habe keinen Theil an dem, was Du gethan hast. Du hast einen Gefängnißwärter getödtet. Der Mann hatte fünf Kinder. Ha, ha, ha, warum trank er den vergifteten Kaffee. Du wolltest auch einen Andern vergiften — im Wasserkrug und im Waschbecken — aber er war klüger als Du — er trank nicht davon und wusch sich nicht damit. Wer wird so dumm sein, sich zu vergiften. Er war klug, denn er ist der Teufel.

— Nathanael, sagte Wohlbrecht nochmals, und seine Stimme zitterte ein wenig.

— Was, Nathanael! Ich heiße nicht Nathanael — ich heiße Wohlbrecht. Du wolltest mich vergiften. Ich —

— Du bist ein Narr.

— Ja, ein Narr — ein Narr. Ich will schlafen — ich bin so müde.

— Ziehe Deinen Rock an, Nathanael, und folge mir.

— Was soll ich draußen? Mein Geld finde ich doch nicht.

— Vorwärts! Ich will es. Sonst hole ich die Polizei.

— Ja, die Polizei. Ich will sie fragen, wo mein Geld ist — sie weiß Alles — ich will sie fragen, wo der todte Gefängnißwärter ist.

Wohlbrecht wandte sich um und öffnete die Thür. Er pfiff ganz leise. Sogleich trat ein Mann in sehr anständiger Kleidung herein, in welchem wir kaum den Langpeter wieder erkennen.

— Ziehe diesem Menschen den Rock an.

Der Angeredete that, wie ihm befohlen. Der Chirurgus war wieder in seinen Sessel gesunken und ließ willenlos Alles mit sich geschehen.

— So, sagte Wohlbrecht, nun den Mantel und den Hut. Gut. Nun führe ihn die Treppe hinunter. Ist der Wagen unten?

— Ja wohl, Herr.

— Gut. Vorwärts! Jetzt gilt es zu handeln. Der arme Mensch ist wahnsinnig. Er darf nicht zum Bewußtsein kommen, ehe er in Sicherheit ist.

Langpeter faßte den Chirurgus unter einen Arm und zog ihn mit sich fort. Der Unglückliche folgte, ohne Widerstand zu leisten. Nach der entsetzlichen Aufregung der letzten Stunde folgte eine um so größere Abspannung. Sie erreichten die Straße und fanden einen Wagen an der nächsten Straßenecke haltend. Wohlbrecht hatte die Schlüssel von des Chirurgen Zimmer zu sich gesteckt.

— Kutscher, sagte Wohlbrecht, an den Bock herantretend.

— Was, mein Herr?

— Kennst Du mich?

— Ja wohl, Herr.

— Du wirst schweigen.

— Wie das Grab.

— Hier ist Geld. Nun vorwärts! Am Anfang der untern Vorstadt hältst Du still.

Langpeter hatte unterdessen nicht ohne Mühe den halb Bewußtlosen in den Wagen gehoben. Wohlbrecht stieg ein und der Kutscher trieb die Pferde an. Der Wagen rollte durch mehrere Straßen und hielt nach einiger Zeit vor der Ringmauer still.

Die Männer stiegen aus.

— Fahre nach Hause, sagte Wohlbrecht, und vergiß, wen Du heute gefahren.

Der Kutscher wendete schweigend und fuhr davon, indem er murmelte:

— Ich hätte viel zu thun, wollte ich mich um die Geschäfte der Leute kümmern, die ich fahre. Das geht mich nichts an. Bald ein Liebespärchen, bald ein Betrunkener. Der eine Mann schien mir sehr betrunken zu sein.

Unterdessen gingen die drei Männer eine

Straße entlang, die von beiden Seiten mit Mauern eingefaßt war. Aber plötzlich schien der Chirurgus zum Leben zu erwachen und über die Situation, in der er sich befand, eine Vorstellung zu gewinnen. Er sträubte sich, weiter zu gehen, und rief:

— Ich will nicht mit — ich will nicht mit! Hülfe! Hülfe!

Der Advokat stieß einen Fluch aus und stürzte sich auf den Chirurg. In einem Augenblick hatte er ihm ein Tuch um den Hals geworfen und zog es fest zusammen. Mit einem gewaltigen Ruck riß er dann den Unglücklichen zu Boden.

— Binde ihm ein Tuch um den Mund! rief er Langpeter zu.

Peter that sofort, wie ihm geheißen.

— So. Nun rasch vorwärts.

Die beiden Männer hoben Busch auf und zogen ihn mit sich fort. Sie bogen nach einigen Schritten in einen Seitenweg ein, in dem es sehr dunkel war. Dann kamen sie an ein Gebäude, das dem Anscheine nach ganz unbewohnt war. Dies Gebäude bestand aus zwei rechtwinkelig gegen einander gebauten Flügeln, deren Fenster sämmtlich mit Brettern vernagelt waren. Es

war eine alte Maltheser-Besitzung, die nun schon seit Jahrhunderten verlassen dastand, eine Ruine mitten in dem modernen Treiben.

Die Umrisse des Gebäudes zeichneten sich nur wenig gegen den fast lichtlosen Himmel ab. Keine Spur von Leben war hier zu bemerken. Die Thüren standen offen und ein kalter Zugwind heulte durch die öden Räume, die, von herabgestürzten Mauersteinen und zerbröckeltem Kalk angefüllt, den Eindruck des Unheimlichen und des Grauens machten, den solche verfallenen Orte besonders des Nachts hervorzurufen im Stande sind.

Wohlbrecht hieß Langpeter warten und ging allein in das Gebäude hinein. Er schien die Oertlichkeit sehr genau zu kennen, denn er stieß an keinen der Steine, die im Wege lagen, obgleich es sehr dunkel war. Nach wenigen Schritten gelangte er zu einer Stelle, wo sich eine halbverfallene Mauernische befand, die durch einen Bretterverschlag verdeckt war. Die Bretter standen vielleicht schon viele Jahre hier und waren alt und morsch. Der Advokat griff zwischen zwei dieser Bretter hindurch und klopfte an ein in der Mauernische befindliches Stück Holz. Er klopfte dreimal, jedesmal auf eine besondere Weise.

Dann horchte er. Unter seinen Füßen vernahm er ein Geräusch und hörte dann eine Stimme, die leise fragte:

— Wer ist da?

Er antwortete ebenso leise:

— Wohlbrecht.

Sogleich öffnete sich an einer andern Stelle eine Thür, welche man nicht bemerken konnte, weil es mehrere starke Quadern waren, die durch eine künstliche Vorrichtung um eine Axe gedreht werden konnten. Ein Mann steckte den Kopf hervor und sagte:

— Sind Sie allein?

— Nein. Komm herauf, Du sollst mir ein wenig helfen.

— Gleich, Herr.

Der Mann kletterte empor. Seine Gestalt schien sich aus dem Boden zu erheben. Als er oben stand, flüsterte Wohlbrecht:

— Draußen steht ein Mann. Du kennst ihn schon, es ist Herr Busch. Führe ihn hierher.

— Sehr wohl.

— Sage dem Mann, der draußen ist, er soll mich auf der Stelle, wo er steht, erwarten.

— Gut, Herr.

Der Mann verschwand im Dunkel und kehrte

bald mit Nathanael Busch, welcher wieder in seine vorige Apathie zurückgefallen war, zu der Stelle zurück, wo Wohlbrecht stand.

— Was ist's mit ihm? flüsterte er dem Letzteren zu.

— Du wirst es sehen. Steige hinab, ich folge.

Der Mann stieg hinab und zog Nathanael mit sich. Dieser folgte willig. Er schien diesen Ort schon zu kennen. Man gelangte in vollständiger Finsterniß zwanzig Stufen abwärts. Dann traten sie um eine Ecke und sahen vor sich einen kleinen, rings ummauerten Raum, der scheinbar keinen Ausgang hatte. Dieser kleine Raum war durch eine Lampe erleuchtet, die auf dem Boden stand, ohne indessen wegen eines Blendschirmes ihr Licht weiter als auf die allernächsten Gegenstände zu werfen.

— Nimm ihm die Binde vom Mund, sagte Wohlbrecht.

Es geschah. Der Chirurg sah sich mit blödem Blicke um.

— Wo bin ich? sagte er.

Wohlbrecht wandte sich zu seinem Gehülfen, dessen Gestalt jetzt erst erkennbar ward. Er war ein breitschulteriger, kräftiger Mann von vielleicht

vierzig Jahren, mit einem Gesichtsausdruck, der zwischen roh und verschmitzt in der Mitte stand.

— Du kennst mich, Franz, sagte der Advokat. Du weißt, daß Du meinen Befehlen zu gehorchen hast?

— Jeder von uns kennt Sie, ich erwarte Ihre Befehle.

— Es ist in unserem Interesse, daß dieser Mann — er deutete auf den Chirurgus — eingesperrt und nie wieder mit der Außenwelt in Berührung kommt.

Franz machte ein erstauntes Gesicht.

— Du wunderst Dich, fuhr der Advokat fort. Wohl, so vernimm, daß Herr Busch den Verstand verloren hat.

Franz sendete einen ebenso erstaunten Blick auf den Chirurgus. Dieser lehnte an der Wand und schien vollkommen theilnahmlos gegen Alles, was vorging.

Der Advokat trat nahe an Franz und flüsterte ihm ins Ohr:

— Wenn Du ihn ansiehst, begreifst Du das. Aber wir müssen froh sein, daß er uns ohne Lärmen gefolgt ist. Der Mann würde Alles verrathen, wenn er auf freiem Fuße bliebe. Hier hinab geht er gern, weil es für ihn ein gewohnter

Weg ist. Unten rufst Du noch Einen und Ihr werft ihn in die hinterste Kammer.

— Dort ist es entsetzlich, Herr, entgegnete Franz. Die Kröten hausen dort.

— Einerlei. Wirst Du gehorchen?

— Ja, Herr.

— Gut. Dann vorwärts!

Franz bückte sich, um seine Laterne aufzunehmen. Es war in diesem Augenblicke, wo keiner der Männer sprach, ganz still in dem kleinen Gemache. Nur hin und wieder tropfte ein wenig Wasser von den Wänden und schlug klatschend auf die Steinplatte des Bodens.

Aber man vernahm ganz fern, wie aus der Tiefe kommend, noch ein anderes Geräusch. Es war wie von vielen Hämmern, die klopften; von Zeit zu Zeit ertönte ein dumpfer Stoß, wie von einem Körper, der auf einen andern niederfiel. Aber es war Alles ganz leise, fast unhörbar, wie aus ungeheurer Ferne.

Franz hatte seine Blendlaterne hoch in die Höhe gehoben und drehte jetzt ähnlich wie oben, einige Steine, die fast an einander gekittet schienen, um ihre Axe. Eine Oeffnung ward sichtbar. Der Chirurgus vernahm nun auch das Geräusch von unten und sagte murmelnd:

— Wir gehen in die Werkstatt. Sie machen Geld. O, mein Geld ist alles fort. Ich will mir anderes holen.

Der Advokat, der diese Worte verstanden hatte, warf einen Blick höhnischen Mitleids auf den Sprecher. Dann stiegen die drei Männer die Treppe hinab. Sie kamen noch auf einen ähnlichen Absatz und gingen durch eine niedrige Thür. Dann stiegen sie wieder abwärts. Endlich gelangten sie in einen langen, geraden Gang, der spärlich erleuchtet war. Das Geräusch war nun seitwärts und viel stärker. Aber es bestimmte sich jetzt mehr als ein taktmäßiges Niederfallen eines oder mehrerer Gegenstände.

Hier machten die drei Männer Halt. Es führten aus dem Gange mehrere Thüren seitwärts ab. Eine derselben ward durch Franz geöffnet. Sobald dies der Chirurgus bemerkte, schien eine Vorstellung in ihm aufzusteigen, vor der er erbebte. Er sprang plötzlich zurück und auf eine der entgegengesetzten Thüren zu. In demselben Momente ließ Franz einen schrillen Pfiff hören und der Advokat rief:

— Zugepackt! und stürzte sich auf Busch.

Einige Männer kamen auf Franzens Pfiff gelaufen.

— Packt diesen Menschen, rief Wohlbrecht. Er ist wahnsinnig.

Der Chirurgus schrie und schlug um sich. Aber die Männer überwältigten ihn im Augenblick und schleppten ihn auf Wohlbrechts Wink in den dunkeln Gang. Franz ging mit der Laterne voraus.

In dem Hintergrunde des Ganges öffnete er eine Thür und der Chirurg ward hineingeschleppt. Franz zog kaltblütig die Thür hinter dem Unglücklichen zu, dem dieser entsetzliche Raum zur Wohnung angewiesen war.

Die Männer gingen bis in den Hauptgang zurück. Dort versammelte Wohlbrecht die Leute noch einmal um sich und sagte:

— Ich habe Euch noch eine Erklärung zu geben. Herr Busch ist wahnsinnig.

Ein Ausruf der Verwunderung entfuhr den Männern.

— Er würde uns Alle verrathen, bliebe er frei. Begreift Ihr das?

— Ja, Herr!

— Ich habe ihn deshalb einsperren lassen, damit er keine Narrheiten begeht.

— Natürlich. Er würde uns auch verrathen.

— Ich wünsche, daß Niemand mit ihm spricht. Niemand, versteht Ihr?

— Ja wohl, Herr.

— Du, Franz, wirst dafür sorgen, daß er zu essen bekommt.

— Ja wohl.

— So sind wir einig. Ich danke Euch. Nehmt dies. Dann geht an Eure Arbeit.

Der Advokat warf den Leuten eine Handvoll Geldstücke zu und sie verschwanden dann. Er wendete sich zu Franz und sagte noch:

— Ich verlasse mich in dieser Angelegenheit auf Dich, Franz, auf Deine Treue und Deine Klugheit.

— Seien Sie ganz ruhig, Herr Wohlbrecht.

— Es ist in Euer Aller Interesse.

— Wir wissen es.

— Noch Eins. In nächster Zeit werden wir diesen Ort verlassen. Die Werkstätten sollen an einen sicherern und von der Residenz entferntern Ort verlegt werden. Ihr könnt Euch vorläufig darauf rüsten.

— Was würde dann aber aus dem Gefangenen?

— Ich weiß es nicht. Vielleicht lassen wir ihn hier, vielleicht auch nehmen wir ihn mit.

— Ersteres wäre schrecklich. Er würde verhungern.

— Wäre dem Narren schon recht. Er wollte mich, seinen besten Freund, vergiften, um mich zu bestehlen. Er ist ein großer Schurke.

— Sie vergiften? Gott bewahre meine Seele! Da sträubt sich einem ehrlichen Mann das Haar.

— Nicht wahr, das ist schändlich?

— Gewiß. Wir wollen nichts mehr mit ihm zu thun haben. Wir sind ehrliche Leute.

Franz geleitete Wohlbrecht bis zu der Ausgangsthür und verschloß sie dann vorsichtig.

Während der Advokat den obern Raum durchschritt, heulte drunten in der Tiefe ein Opfer dieses eisernen Mannes, der zwischen Kröten und Unrath umhertaumelnd, an seiner Kerkerthür rasselte, daß ihm das Blut aus den Nägeln hervorquoll und mit zerrauftem Haar und weit aufgerissenen Augen um Hülfe und um Barmherzigkeit rief, bis er erschöpft, halb bewußtlos niedersank.

Aber kein Mensch hörte diese Stimme.

7.

Dunkles Schicksal.

Als Wohlbrecht den finstern Raum verlassen hatte und zu Langpeter trat, der draußen auf ihn gewartet hatte, flüsterte ihm dieser zu:

— Kommen Sie mit, Herr. Ich habe etwas Wunderbares entdeckt.

— Was hast Du?

Aber Langpeter machte das Zeichen des Schweigens und ergriff Wohlbrechts Hand. Dieser folgte, erstaunt über den Eifer, von dem Langpeter erfüllt schien. Sie gingen einen schmalen, mit Gras bewachsenen Pfad, der um das Gebäude herum nach einem Anbau führte, der ganz in Trümmern lag. Nur noch ein Gewölbe schien erhalten. Dorthin führte Langpeter Wohlbrecht Sie stiegen vorsichtig über einige große Mauerstücke und gelangten so an eine Stelle, wo aus einer feinen Spalte ein Lichtschimmer drang, der aber so schwach war, daß man ihn nur bemerkte, wenn man das Auge nahe an jene Spalte brachte.

Langpeter deutete schweigend mit der Hand

auf den Spalt. Wohlbrecht kniete nieder und legte das Auge dicht an denselben. Er konnte einen Theil des innern Gewölbes überblicken und bemerkte einen Mann von wildem, zerlumpten Aussehen, der, auf dem Boden sitzend, damit beschäftigt war, etwas zu essen, das Wohlbrecht nicht genau erkennen konnte.

Es war todtenstill unten und oben. Gleich darauf aber sagte der Mann unten:

— Hörtest Du nicht etwas, Andres? Mir war es, als ob Jemand auf unserm Hause umherginge.

— Wer sollte es gewesen sein, erwiederte eine andere Stimme; ein Iltis oder eine Katze, Menschen kommen in diese Gegend des Nachts nicht.

— Wäre es nicht besser gewesen, wenn wir über die Grenze gegangen?

— Nein, sage ich Dir. Jetzt sind die verdammten Spürhunde aufmerksam. In ein paar Tagen lassen sie nach in ihrer Wachsamkeit. Dann können wir ungehindert fort.

— Wenn sie uns nur hier nicht über den Pelz kommen.

— Wer soll uns hier finden? Wir halten es schon noch einige Tage aus. Wir haben Feuer und etwas zu essen, das Weitere findet sich.

Sind wir nur erst draußen, so probiren wir, ob das alte Handwerk noch geht. Die Arme sind Einem etwas steif von dem langen Einsitzen.

— Ja, es war langweilig.

In diesem Augenblicke rollte, wahrscheinlich durch Wohlbrechts Knie losgestoßen, ein wenig Mörtel hinab in das Gewölbe.

— Was war das? fragte die Stimme dessen, der zuletzt gesprochen hatte.

— Es fiel ein wenig Mörtel von der Wand.

— Ich werde hinaufgehen. Es könnte doch Jemand oben sein. Ich möchte an ihm probiren, ob mein Arm noch die alte Kraft hat und ob mein Messer noch scharf genug ist.

— Bleib' hier. Sei kein Narr. In diesem alten Gemäuer bröckelt leicht einmal etwas ab.

— Es ist wahr. Man ist zu ängstlich geworden. Zum zweiten Mal lasse ich mich nicht einfangen. Ich verkaufe mein Leben theuer.

— Pah, hier findet uns keiner von den Spürhunden.

Der von den beiden Männern, den Wohlbrecht schon kannte, hatte seinen Kopf nach oben gedreht, als das Stückchen Mörtel herabfiel. Wohlbrecht hatte somit sein Gesicht gesehen und ihn sogleich erkannt.

Er erhob sich langsam und mit großer Vorsicht vom Boden und bedeutete Langpeter, daß sie gehen wollten. Sie krochen zurück über die Mauerstücke und gingen auch über den kleinen Gang zurück. Als sie auf den dunkeln Pfad gekommen waren, der nach der Straße führte, sagte Wohlbrecht:

— Wie kamst Du zum ersten Mal zu jenem Spalt?

— Ich langweilte mich, Herr, und ging um das alte Gemäuer herum. Da bemerkte ich jenen schwachen Lichtschimmer und trat näher.

— Ich wundere mich, daß die Kerle da unten Dich nicht hörten.

— Ich habe mir des Nachts einen Schritt angewöhnt, wie eine Katze.

— Zu welchem Zwecke?

Hätte Wohlbrecht die Finsterniß durchdringen können, so würde er bemerkt haben, daß sein Gefährte sehr verlegen wurde. Die Vergangenheit dieses Mannes war nicht arm an nächtlichen Abenteuern, die den Stempel der Rechtlichkeit und Gesetzlichkeit nicht an der Stirn trugen. Langpeter hatte einen Augenblick vergessen, daß er ein vornehmer Mann geworden war und hatte sich verplaudert.

Der Advokat erwartete seine Antwort gar nicht. Seine Gedanken hatten bereits einen andern Gang genommen, ehe Langpeter Herr seiner Verlegenheit wurde.

— Diese Entdeckung ist sehr wichtig, sagte er nachdenklich. Wir müssen sie gut nützen. Ich habe in dem einen Manne, den ich dort unten sehen konnte, einen sehr gefährlichen Verbrecher erkannt, der gestern Abend aus dem Gefängniß entsprungen ist. Wir müssen seiner unter allen Umständen wiederum Herr werden.

— So wollen wir hinabsteigen. Ich trage ein Pistol bei mir.

— Was? ein Pistol?

— Sie befahlen es mir heute Mittag.

— Richtig. Gieb her. Doch nein, auch so sind wir zu schwach. Wir haben Zeit. Die Spitzbuben haben sich Feuer angemacht. Sie gedenken die Nacht im Gewölbe zu bleiben. Es ist neun Uhr. Wenn wir jetzt nach der Stadt gehen, um Verstärkung zu holen, so sind wir in einer Stunde zurück. Wir haben dann volle Muße, das Nest aufzuheben.

Die beiden Männer gingen vorwärts. Sie gelangten in den Weg, der zwischen den Mauern hinführte. Wohlbrecht war es, als ob ihnen

Jemand folge. Er drehte sich um und bemerkte trotz der Dunkelheit eine in einen Mantel gehüllte Gestalt, die hinter ihnen herkam. Er blieb stehen und erwartete diesen Mann. Als er dicht bei ihm war, erkannte er in demselben den Lieutenant Ringthal.

Das war der Mann, der ihm nachstellte. Wohlbrecht dachte an jenes Billet und zugleich fuhr ihm ein Gedanke durch den Kopf, den er festhielt und der ihn mit einer gewissen Freude erfüllte.

— Woher so spät des Weges, Herr Lieutenant? fragte er freundlich.

— Immer im Dienst! Herr Wohlbrecht, nicht wahr? Meine Augen sind schlecht.

— Ja wohl, Herr Lieutenant. Und hierher führt Sie der Dienst?

— Sie wissen selbst, daß unser Dienst uns überall dahin führt, wo Menschen sind.

— Dann wundere ich mich um so mehr, Sie hier zu sehen, da diese Gegend menschenleer ist.

— Nicht so ganz, Herr Wohlbrecht. Es gingen vorhin drei Leute hier heraus und zwei kehrten zurück. Ich vermuthe also, daß der Dritte in diesem alten Gebäude geblieben ist.

— Ich komme aus diesem alten Gebäude.

— Und wer war der Dritte?

— Wollen Sie mich verhören, Herr Lieutenant? fragte Wohlbrecht höhnisch. Ich dächte, dazu wäre hier nicht der Ort.

— Nicht im Mindesten. Ich finde die Sache bemerkenswerth. Das ist Alles.

— Bemerkenswerth werden Sie heute Abend noch mehr finden.

— Was soll das heißen?

— Auch ich bin im allerhöchsten Dienste, Herr Lieutenant, und habe soeben den Schlupfwinkel der beiden schwersten Verbrecher entdeckt, die gestern Abend aus dem Gefängnisse entsprungen sind.

— Das wäre!

— Das ist, Herr Lieutenant. Sie sehen, ich bin im Dienste eifrig und conspirire nicht. Ich spiele nur eine Rolle und das ist die eines thätigen Beamten.

Wohlbrecht sprach die letzten Worte in überaus höhnischem Tone. Der Lieutenant erblaßte, faßte sich aber und sagte:

— Ich sehe, daß Sie über gewisse Dinge unterrichtet sind. Das ging schnell. Sie müssen gute und eifrige Freunde auf dem Präsidium haben.

— Ich verstehe Sie nicht, sagte Wohlbrecht ruhig.

— So. Nun von etwas Anderem.

— Ja, wir stehen hier und vergeuden die Zeit, während dessen wir handeln sollten.

— Wir müssen nach der Stadt schicken um Verstärkung.

— Wenn Sie es meinen, ja. Ich dächte, wir wären unsrer genug. Leicht möglich, daß die Bursche das Feld räumen, während wir nach Hülfe schicken. Wir sind drei gegen zwei.

— Aber es könnte nicht schaden.

— Wie Sie meinen, Herr Lieutenant, sagte Wohlbrecht mit leisem Spott. Ich hätte den Muth, so anzugreifen.

— Zweifeln Sie an meinem Muthe? So lassen Sie uns gehen. Ich will Ihnen denselben beweisen.

— Vorwärts!

Die drei Männer gingen den Weg zurück, den kurz vorher Wohlbrecht und Langpeter gekommen waren. An dem dunkeln Gewölbe angelangt, blieb der Advokat stehen und sagte leise:

— Wir müssen einen Plan entwerfen. Die Kerle sind unbewaffnet. Einer von uns muß draußen bleiben. Du kannst das sein, Peter.

Wir Beide gehen dann hinein, wenn es Ihnen so recht ist, Herr Lieutenant.

— Vollkommen, sagte der Polizei-Offizier, indem er seinen Degen zog. Kennen Sie den Eingang?

— Nein. Er muß auf der andern Seite liegen.

— Es ist eigentlich ein Wahnsinn, daß wir allein diesen Burschen zu Leibe wollen.

— Drei gegen zwei, sagte Wohlbrecht leichthin, die Partie ist günstig für uns.

— Gut. Gehen wir.

Die drei Männer umschlichen das Gewölbe und gelangten von der andern Seite an die Mündung eines Ganges, der nach unten zu führen schien.

— Dies muß der Eingang sein, flüsterte Wohlbrecht. Du Peter, bleibst hier, bis ich rufe.

— Gut, Herr.

— Wenn's gefällig ist, vorwärts!

Der Advokat spannte vorsichtig die beiden Hähne des Doppelpistols und steckte es dann in die Tasche seines Mantels. Die beiden Männer stiegen schweigend, mit unhörbaren Schritten, den Gang hinab. Sie hörten bald ein Geräusch, wie

von einem Schnarchenden. Der Lieutenant ging voran, Wohlbrecht hatte wie durch Zufall den Nachtrab. Sie gelangten nach wenigen Schritten an eine Thür, die nur angelehnt war und durch deren breite Spalte man das Innere des Gewölbes überblicken konnte. Die beiden Verbrecher lagen anscheinend in tiefem Schlafe. Das Feuer war fast ganz herabgebrannt und flackerte nur noch hin und wieder einmal auf. Wohlbrecht flüsterte dem Lieutenant ins Ohr:

— Ich werde Peter rufen. Wir übermannen die Bursche, ehe sie erwachen.

Der Offizier winkte und Wohlbrecht schlich zurück. Aber mochte er zu hart aufgetreten haben, noch ehe Wohlbrecht den Ausgang wieder gewonnen hatte, ward unten die Thür aufgerissen und die beiden Kerle stürzten auf den Polizei-Offizier los. Wohlbrecht eilte zurück, nachdem er Langpeter herbeigerufen hatte. Die beiden Männer kamen gerade in dem Augenblicke an, als der Offizier dem einen der Verbrecher den Degen durch den Leib rannte. Aber ehe sie es verhindern konnten, stieß der andere ihm ein langes Messer über der Brust in den Hals.

Langpeter stürzte mit einem Schrei auf den Mörder zu und umklammerte ihn. Wohlbrecht

versetzte ihm zugleich einen so furchtbaren Schlag mit dem Kolben des Pistols auf den Kopf, daß er niedersank.

Langpeter war mit dem Gestürzten zu Boden gefallen. Er stand wieder auf und kniete auf dem Mörder. Eine entsetzliche Wuth hatte sich dieses von Natur rohen Menschen bemächtigt. Er begann den Daliegenden mit seinen Fäusten zu bearbeiten.

— Halt ein, rief Wohlbrecht. Es ist genug.

— Nein, Herr, sehen Sie, er regt sich noch. Der dort und der hier — er deutete auf den Offizier und auf den erstochenen Flüchtling — die haben genug. Aber dieser noch nicht.

— Binde ihm dies Tuch um die Füße und dies um die Hände und laß ihn. So. Nun laufe in die Stadt nach der nächsten Wache und melde, was geschehen ist. Es sollen sogleich zwölf Mann mit zwei Tragbahren kommen.

Langpeter entfernte sich. Wohlbrecht schlug den Mantel zurück und nahm das Pistol schußfertig in die Hand. Es war ein Bild von grausenhafter Wirkung, das vor ihm lag. Ringthal war nach dem tödtlichen Stoße vorwärts gefallen und lag mit dem Kopfe auf den Füßen des von ihm Erstochenen. Dieser war hinten-

über gesunken und preßte die Hand krampfartig auf die Wunde in der Brust. Der Degen des Offiziers lag neben ihm. Der dritte Daliegende endlich schien so heftig getroffen, daß er kein Lebenszeichen mehr erkennen ließ. Die flackernde Flamme beleuchtete das blutige Bild bald mit grellen Lichtern, bald hüllte sich Alles in dämmerndes Dunkel.

Eine seltsame Todtenwache, die Wohlbrecht hielt! Da lag der Mann, der im Begriff war, seinem Treiben entgegen zu treten. Das Schicksal und seine Entschlossenheit hatten ihn heute von zwei gefährlichen Gegnern befreit. Der Eine lag hier todt vor ihm, den Andern hatte er dahin gebettet, wo Entsetzen und Elend seinem Dasein bald genug ein Ende machen mußten.

Nein, seine Stunde war noch nicht gekommen. Noch leuchtete sein Stern, furchtbar, blutig. Noch ließ die Vorsehung sein Werk zu, da seine Sendung noch nicht erfüllt war.

Doch auch Deine Stunde wird kommen, Du sterblicher Mensch, wie Alle. Bist Du eine Zuchtruthe in der Hand der Gottheit, dann wird auch der Tag kommen, da Du, unbrauchbar geworden, vernichtet wirst. Dann wird Dir der Lohn entrissen werden, den Du zu erringen

glaubst. Du meinst, Dir zu dienen, Deinem ungemessenen, kecken Streben nach aller Macht dieser Erde! Doch Du bist nur das Werkzeug der Strafe an diesem Jahrhundert, der dunkeln Strafe des Allerhöchsten.

Jetzt erwachte der Gefesselte aus seiner Betäubung. Er riß heftig an seinen Banden. Wohlbrecht setzte ihm das Pistol auf die Brust und sagte:

— Sobald Du nicht stille liegst, jage ich Dir eine Kugel durch die Brust.

Der Gefangene stöhnte schwer.

Durch diese wenigen Worte schien auch der Lieutenant aus seinem todtähnlichen Zustande für einen Augenblick zu erwachen. Er wendete sich ächzend zur Seite und murmelte:

— Einen Trunk Wasser!

— Sogleich, Herr Lieutenant, sagte Wohlbrecht. Es werden Leute kommen, die Sie verbinden.

— Nein — es ist vorbei — nur ein wenig Wasser.

— Ich kann jetzt hier nicht weggehen. Gedulden Sie sich einen Augenblick. Ich bedaure aufrichtig, daß die Sache für Sie einen so bösen Ausgang genommen hat.

Der Lieutenant wollte antworten. Aber eine Menge Blut strömte durch seinen Mund hinaus.

Er sank kraftlos ganz darnieder. Aber nach einer kurzen Weile hob er den Kopf wieder ein wenig und stammelte:

— Freuen Sie sich — daß ich sterbe — ich hätte — Sie — entlarvt.

— O, nein, mein Herr Lieutenant, Sie hätten das gewiß nicht gethan. Ich bin mir keines Unrechts bewußt. Ich thue meine Pflicht. Aber Sie werden allerdings nicht wieder ehrliche Leute verleumden können; es ist dies vielleicht kein Schade. Verleumder giebt es genug auf der Welt.

— Ha — Schurke — ich möchte leben — um Sie zu — vernichten.

— Warum diesen Haß, Herr Lieutenant? Was that ich Ihnen, daß Sie mich so verfolgen?

— Ja, Haß — ewiger Haß! Wissen Sie — warum —? Sie haben — meine Schwester verdorben — zu einem elenden — Weibe gemacht —

— Ihre Schwester? Sie phantasiren, mein Bester.

— Nein — Bertha — Ringthal — ist meine Schwester —

— Bertha Ringthal? Ich kenne Niemand dieses Namens.

— Bertha — von — Wildenoff — oh! Dieser Schmerz.

Der Polizei-Offizier sank stöhnend zurück. Der Advokat betrachtete ihn staunend.

— Was hat dieser Mensch mit Frau von Wildenoff zu thun, sagte er für sich. Sollte sie — doch sie hieß ja Bertha Werder. Der Mensch muß wirklich phantasiren.

Jetzt erschütterte ein krampfhaftes Beben den Körper Ringthals. Dann dehnten sich seine Glieder lang aus. Er war todt.

In diesem Augenblicke hörte man von außen Stimmen, Gewehre blinkten und ein Offizier an der Spitze seiner Mannschaft drang in das Gewölbe.

— Eine schöne Geschichte, rief der Offizier. Zwei Todte und ein Verwundeter, wie ich sehe.

— Eigentlich zwei Todte und ein Gefangener, entgegnete Wohlbrecht.

Der Offizier wendete sich zu ihm:

— Mit wem habe ich die Ehre zu sprechen?

— Wohlbrecht, Agent der geheimen Polizei.

— Warum holten Sie nicht Verstärkung? Wir hätten die Kerle umstellt und lebendig gefangen.

— Wir glaubten nicht zögern zu dürfen. Ich rieth ab. Allein der selige Ringthal war nicht zu halten. Es ist eine böse Geschichte.

— Der Gebliebene war Polizei-Offizier?

— Ja wohl.

— Hier ist nichts zu ändern. Heran, Leute. Nehmt diesen Schuft in Eure Mitte und wenn er Miene macht, zu entspringen, so stecht ihn mit dem Bayonnet zusammen. Ihr Andern tragt die Leichen auf die Bahren. Gut getroffen hat der Kamerad von der Polizei. Mitten durch das Herz ging der Stoß. Der arme Kerl ist nur leider selbst auch zu gut getroffen. Durch die Speiseröhre. Ein häßlicher Stoß.

Die Soldaten hoben die Leichen auf und trugen sie hinaus. Der Gefangene war schon abgeführt worden. Es wurde still in dem Gewölbe, in dem kurz vorher so aufregende Scenen stattfanden. Wohlbrecht trennte sich am Thore von dem Offizier, um dem Präsidenten Meldung zu machen.

Wohlbrecht ging nicht direkt zum Präsidenten.

Er lief eiligen Schrittes nach der Wohnung des Chirurgen. Dort angekommen, begab er sich, ohne von Jemand im Hause gesehen worden zu sein, in das Zimmer, wo die letzte Scene gespielt hatte. Hier war Alles offen, alle Schlüssel steckten. Wohlbrecht durchsuchte alle Gefächer, steckte viele Papiere und Briefe ein, andere verbrannte er an der Lampe, die noch angezündet auf dem Tische stand. Während dieser Beschäftigung kam ein leiser Schritt die Treppe herauf und es klopfte an die Thür.

Wohlbrecht öffnete und vor ihm stand die schöne Nanny. Der Advokat unterdrückte einen Fluch, der ihm auf den Lippen schwebte und sagte ziemlich freundlich:

— Ei, sieh' da, unsere hübsche Nanny. Wohin so spät, mein Schatz?

— Sie sind da, mein Herr? Ich dachte, Herr Busch —

— Kommen Sie herein, mein Schatz, und helfen Sie mir —

— Was soll ich helfen?

Die Grisette trat in das Zimmer und sah erstaunt um sich.

— Wo ist der Chirurgus? fragte sie.

— Der arme Mensch, sagte Wohlbrecht, er

ist ganz verrückt geworden. Sie bemerkten schon heute Abend, als ich kam, daß er gestört war. Nicht wahr, mein Kind?

— Allerdings, er schien hier gelitten zu haben.

Nanny deutete mit der Hand auf die Stirn.

— Nach Ihrem Weggange wurde die Sache bedenklich und ich, als sein Freund, hielt es für rathsam, ihn in ein Krankenhaus zu bringen. Ich hätte weinen mögen, als ich sah, wie der Wahnsinn seiner Herr wurde.

— Ah, mein Herr, ich fühle mich sehr unangenehm berührt durch diesen Vorfall.

— Sie haben ein fühlendes Herz, Nanny.

— Er hatte mir einen neuen Hut und einen Mantel versprochen. Ich werde diese Dinge nie bekommen.

— Seien Sie unbesorgt. Sie sollen das Alles haben. Aber unter einer Bedingung. Sie werden das billig finden, daß ich als Busch's bester Freund Ihnen eine Bedingung stelle.

— Reden Sie, mein Herr! Ich weiß nicht einmal Ihren Namen —

— Thut nichts zur Sache. Sie sollen einen Hut und einen Mantel haben, wenn Sie gegen Jedermann von dem schweigen wollen, was heute Abend hier vorgegangen ist. Man muß einen

unglücklichen Irren nicht dem Spott und der Verachtung des großen Haufens Preis geben. Es muß heißen, er sei verreist.

— Gut. Ich verspreche es.

— So haben Sie hier Geld, um sich jene Sachen zu kaufen.

— O, ich danke Ihnen sehr, mein Herr.

Die Grisette verließ Wohlbrecht, um allen ihren Freundinnen zu erzählen, daß Herr Busch in's Irrenhaus gekommen sei, daß aber einer seiner Freunde ihr zwanzig Thaler geschenkt habe.

— Das dumme Geschöpf! murmelte Wohlbrecht und setzte seine Nachforschungen fort. Er beeilte sich sehr und war nach zehn Minuten damit fertig. Dann löschte er das Licht aus, verschloß die Thür und ging die Treppe hinunter. Bald darauf zog er die Klingel an dem Hause des Präsidenten. In diesem Augenblicke schlug es elf Uhr. Der Präsident war noch wach. Er trat Wohlbrecht entgegen und fragte:

— Was Neues?

— Ja wohl, Excellenz. Ich habe heute Abend die beiden entsprungenen Mörder, Andres Stroom und Willy Bredel, wiederergriffen.

— Alle Teufel, das ist schnell gegangen. Erzählen Sie.

Wohlbrecht erzählte den Vorgang im Wesentlichen so, wie er sich zugetragen hatte. Nur eine Seite desselben faßte er ein wenig anders.

— Ich, sagte er, rieth dringend ab, daß wir allein die Ueberrumpelung wagen sollten. Aber der selige Ringthal bestand darauf, ja, er warf mir indirekt Feigheit vor. Sie begreifen, Herr Präsident, daß unter diesen Umständen meine persönliche Ehre verlangte, mit von der Partie zu sein.

— Also todt ist Ringthal? Fatal! Er war ein so tüchtiger Beamter.

— Er kam kurz vor seinem Tode noch einmal zum Bewußtsein und sprach einige Worte zu mir, die mich erkennen ließen, daß er nicht mein Freund war.

— Lassen Sie das, Wohlbrecht. Von den Todten nur Gutes.

— Ew. Excellenz, ich bin weit davon entfernt, von dem seligen Ringthal Böses zu reden oder auch nur zu denken. Ich achtete stets in ihm den braven Mann und tüchtigen Beamten. Aber meine eigene Ehre verlangt, daß ich diese Sache berühre. Ringthal sagte mir schon fast im Todeskampfe, er sei mir gefolgt, um mich zu entlarven. Er hielt mich also für verdächtig, oder er hatte vielleicht Befehl, mich zu beobachten.

— Keinen Befehl, lieber Wohlbrecht. Er persönlich — ich gestehe es — hielt Sie für verdächtig, aber diese Meinung ist nie von mir oder einem der Ober-Beamten getheilt worden. Im Gegentheil, wir achten und schätzen Sie. Sie haben heute wieder Ihren Eifer und Ihre Geschicklichkeit bewiesen. Ich werde eine Anerkennung für Sie beantragen.

— Sehr gütig, Excellenz. Das Bewußtsein, nicht verkannt zu werden, ist die schönste Anerkennung. Ich bedaure unendlich, daß ich dem seligen Ringthal Anlaß zum Hasse gegeben habe.

— Die Sache ging also aus persönlicher Stimmung hervor?

— Nach einer Aeußerung Ringthals vor seinem Tode zu schließen, ja.

— Können oder wollen Sie mir dieselbe nicht mittheilen?

— Excellenz, es ist so bitter, von Jemand, den man für gut gehalten hat, Böses zu sagen. Doch ist es ja das Interesse des Dienstes, daß solche Dinge mit aufgeklärt werden. Die letzte Aeußerung Ringthals betraf auch Ew. Excellenz.

— Mich?

— Ja wohl.

— Ich bin begierig, was Herr Ringthal über mich zu bemerken hatte.

— Er sagte: Sie sind derjenige, der uns beim Präsidenten anschwärzt. Der Präsident muß seine Gründe haben, Sie so zu protegiren. Sagen Sie ihm das von einem Sterbenden; er ist nicht das, was er scheint, sowie Sie nicht sind, was Sie scheinen.

Der Präsident erbleichte bei diesen Worten Wohlbrechts.

— Mein Gott, sagte er, dieser Ringthal muß ein elender Mensch gewesen sein.

— Ich verstehe ihn nicht. Ew. Excellenz, der seinen Untergebenen stets ein so gütiger Vorgesetzter ist! Es zeugt allerdings von keinem guten Herzen, daß er am Rande des Grabes einem Hasse Worte gab, der ebenso ungerecht, als undankbar ist.

— Ich hätte es ihm nie zugetraut.

— Man hat sich in diesem Manne geirrt.

Es entstand eine Pause. Nach einer Weile sagte Wohlbrecht:

— Ich habe noch eine zweite Meldung. Der Chirurgus Busch hat heute Abend das Weite gesucht.

— Busch? War er nicht in Untersuchung?

— Sie mußte fallen gelassen werden wegen mangelnder Indicien. Ich habe ihn scharf überwacht. Er hat heute wahrscheinlich die Zeit benutzt, als ich draußen war, um zu entwischen. Ich möchte diese Sache mit den gestrigen Unruhen in Zusammenhang bringen.

— Sie mögen recht haben.

Der Präsident klingelte. Ein Sekretär trat in das Zimmer.

— Wer hat den Dienst?

— Lieutenant Frankenheim.

— Er soll sogleich zu mir kommen.

Der Sekretär zog sich zurück. Gleich darauf trat ein Polizei-Offizier mit militärischer Haltung herein.

— Versiegeln Sie sogleich die Sachen des Chirurgus Busch unter Geleit dieses Herrn. Alle Papiere werden mit Beschlag belegt. Das Zimmer bleibt bewacht.

— Zu Befehl, Excellenz.

Der Präsident verabschiedete Wohlbrecht durch eine gnädige Handbewegung.

Eine halbe Stunde darauf wurde die Wohnung des Chirurgus genau untersucht. Es fand sich indessen nichts vor, was irgendwie Aufschluß über die Motive seiner Flucht hätte geben können.

8.

Ein Freund.

Hugo Nördlinger hatte nach den letzten Ereignissen auf dem Amtshofe und nach dem Gespräche, welches er nach seiner Rückkehr mit Wohlbrecht gehabt hatte, lebhaft empfunden, wie das letzte Band zerrissen war, das ihn an das ihm bisher anklebende Gefühlsleben gekettet hatte. Er war ein Anderer geworden. Manches, was ihn früher drückte und betrübte, hatte er abgestreift. Ebenso hatte sich seine von Natur edle Empfindung vor der Erniedrigung einer Sinnenlust, der er bisweilen zum Opfer gefallen war, energisch aufgelehnt. Er sah jetzt Ellia nie mehr, obwohl es nicht an von ihr selbst herbeigeführten Veranlassungen fehlte, ihn wieder an sich zu ketten. Sein Verhältniß zu Elisabeth war nun auch formell gelöst, nachdem schon lange eine moralische Kluft sich zwischen sie gelegt hatte. Den Waldhof hatte er auf Anrathen Wohlbrechts verkauft und so allen Zusammenhang mit dem einsamen Gebirgsthal, in dem er die schönste und unbefleckteste Zeit seines Lebens verbracht

hatte, verloren. Er hatte nach diesem Verkaufe, der unter ziemlich ungünstigen Conjuncturen abgeschlossen worden war, sich nicht verhehlt, daß nach Deckung seiner Schuld an Wohlbrecht nur noch die kleine Hälfte seines Vermögens übrig blieb; er beschloß nun zwar, sich einzuschränken, fand aber noch nicht recht den Weg, den einen oder andern der ihm lieb gewordenen Genüsse abzuschaffen.

Frau von Wildenoff sah er nach wie vor häufig. Er fühlte sich durch das freie, starke Wesen dieser gefährlichen Frau lebhaft angezogen. Seine Spazierritte mit ihr gehörten zu seinen aufregendsten Genüssen und sein Geist nahm nach und nach von der reichen, geistvollen Sinnlichkeit dieser Frau an.

Er hatte nun keine Heimath mehr, keinen Lebenszweck, als den einen, für die ihn von Wohlbrecht eingeimpften revolutionären Ideen zu kämpfen. Er that dies mit der ihm innewohnenden Kraft und fand eine große Genugthuung in der Anerkennung, die man aus Partei-Interessen seiner Thätigkeit zollte. Das, was er über sociale Zustände schrieb, war in der That aus einem hohen Verständniß und einer begeisterten Seele hervorgegangen. Kleine dichterische Versuche, die in seiner Zeitung erschienen, erregten die

Aufmerksamkeit begabter Männer und auch auf diesem Gebiete schien ihm ein Weg sich zu ebnen.

Aber die rechte Lust an seinem Streben, die Befriedigung, die aus dem Schaffen des Mannes auf sein ganzes Leben rückstrahlen soll, fand er doch nicht. Er war zu sehr losgelöst von allem individuellen Halt am Leben, er war zu sehr Weltbürger geworden, um eine Ruhe zu finden, die nur die Arbeit vom selbstgegründeten, heimischen Heerd, das Schaffen für Menschen, die man liebt, die mit heiligen Banden an uns festhangen, geben kann. Er trat für kalte, abstracte Ideen in die Schranken, die vorläufig aller Lebensfähigkeit entbehrten. Er war wie ein Mann, der einen hehren Tempel in der Ferne erblickt und den weiten Weg bis dahin erkämpfen soll, ohne an demselben eine Blüthe zu finden oder eine Hütte, in der sein müdes Haupt ruhen kann.

Naturen wie Hugo Nördlinger, dichterisch weiche Naturen, sind zu subjektiv, um für solchen Weg zu taugen. Sie können sich nur auf die Gegenwart stützen oder sich an Ideen von lebensfähiger Wärme anlehnen.

Kein Wunder, daß Hugo Nördlinger sich unzufrieden, haltlos und bestimmungslos fühlte.

Kein Wunder, daß er sich gern an einen Menschen als solchen angeschmiegt hätte. Bei Wohlbrecht konnte er das nicht finden. Die Natur dieses Mannes war zu gewaltig und formlos, zu sehr in seinem Ziele aufgegangen, als daß er als Mensch liebenswerth hätte erscheinen können. Dazu kam, daß Wohlbrecht die Menschen tief verachtete, weil er die Meisten übersah, während Hugo's Seele nicht verhärtet genug war, um nicht noch Liebe zu hoffen.

Eines Abends verließ Hugo Nördlinger seine Wohnung, um sich nach der ziemlich anstrengenden Arbeit des Tages noch etwas Bewegung zu machen. Er schlenderte zwecklos durch die Straßen und gelangte endlich in eins der verlassenen Viertel, in denen nur arme Leute wohnen und die wie dunkle Punkte in dem Schooße der glänzenden, lebensvollen Weltstadt liegen.

Seine Aufmerksamkeit wurde am Ende einer der abgelegenen Straßen auf ein Transparent gelenkt, das die Worte darstellte:

„Die berühmte Somnambule, Fräulein Antonie Fromand, ist zu sehen von fünf bis sieben Uhr Abends. Den Freunden dieses wunderbaren Zustandes empfehlen wir diese Gelegenheit, Studien zu machen. Entrée einen Gulden.“

— Eine Somnambule, sagte Hugo für sich. Den Betrug will ich mir ansehen.

Er trat in den erleuchteten Gang des Hauses, bezahlte sein Eintrittsgeld und wurde in ein matt erleuchtetes Zimmer gewiesen, in dem sich in banger Erwartung schon eine Menge Menschen befanden. Eine Art von Vorhang verhüllte die Tiefe des Gelasses.

Die Zuschauer schienen meistens dem Bürgerstande anzugehören. Hugo nahm einen Stuhl und hörte eine Weile den leise gewechselten Worten zweier Frauen zu, die vor ihm saßen.

— Sie hat schon Vieles vorausgesagt, was eingetroffen ist, sagte die Eine.

— Ich hörte, sie hätte gesagt, was Gott ist, die Andere.

— Sie soll es gesagt haben; wunderbare, schreckliche Dinge aus dem Jenseits. Meine Schwester Emilie war damals hier. Sie kam ganz entsetzt und aufgeregt nach Hause.

— Sie hat einem Mädchen vorausgesagt, daß ihr Bräutigam sterben würde.

— Und er starb?

— Ja, auf die Stunde. Einem Manne sagte sie, seine Frau habe eine Liebe zu einem Andern. Und als er nach Hause kam, etwas früher, wie

sonst, weil er nicht mehr wie gewöhnlich ins Bierhaus ging — wen trifft er: Einen jungen Mann, gerade wie die Somnambule ihn beschrieben hatte, bei seiner jungen Frau auf dem Sopha. Man sagt, sie wollen sich scheiden lassen.

— Ich möchte mir nichts sagen lassen. Das ist Teufelswerk und bringt viel Unheil. Unser Herr Pastor sagte neulich von der Kanzel, wer hierher ginge, der versündige sich gegen die heilige Kirche. Das seien Zauberer und Betrüger. Ich habe deshalb auch die große Kapuze übergeworfen, damit kein Mensch mich kennt. Mein Mann darf's nicht wissen.

— Der meinige auch nicht. Mein Mann ist verreist. Sonst hätte ich gar nicht kommen können.

— Mein Mann ist auf einer Kindtaufe. Ich sagte, ich wäre krank, und blieb zu Haus.

Jetzt trat ein Herr in eleganter Kleidung vor den Vorhang und kündigte sich dem Publikum als der Magnetiseur an, der die Vorstellung leiten werde. Er bat die Anwesenden, keine Frage an die Somnambule zu richten, weil das, wie er sich sehr gelehrt ausdrückte, die magnetische Materie verwirre und ablenke. Auch bat er, nicht zu rauchen, weil das die Spannung der Patientin lähme.

Der Mann sah trotz seines eleganten Anzuges sehr gemein und possenreißerartig aus. Hugo kam es vor, als ob er den Menschen kannte. Er sann lange nach, bis ihm ein Strahl in das Dunkel seiner Erinnerungen fiel. Das war Freund Mephisto, der ehemalige Studiengenosse und der Bursche, der ihm an jenem Abende seine Baarschaft gestohlen hatte. Daran dachte indeß Hugo jetzt kaum. Er flüsterte nur:

— Ich bin begierig, wie Freund Mephisto seine Rolle spielt.

Die Vorstellung begann. Die Falten des Vorhanges gingen auseinander und drapirten das Schauspiel, das hier vor den Augen der andächtig gläubigen Menge abgespielt wurde.

Ein Weib in einer überaus phantastischen Tracht, von hoher Schönheit, erschien im Hintergrunde, indeß einige vorn placirte Musiker eine leise, traurige Weise spielten. Dies Weib trug das Haar in langen, reichen Strähnen über die Schultern herabhängend und gehalten durch einen goldenen Reif. Ihren Körper umhüllte ein weites, faltiges Gewand von schwarzer Farbe und von einem ebenfalls goldenen Gürtel gehalten. Die vollen, runden Arme waren frei und trugen an den Gelenken breite Spangen.

Sie schritt mit geschlossenen Augen und etwas wankenden Schritten herein und blieb dann vorn einen Augenblick mit gesenktem Haupte stehen. Das reiche Haar fiel in dichten Wellen nach vorn und verhüllte ihren Hals und ihr Gesicht fast ganz. Der Magnetiseur stand mit gehobenen Händen, wie sie segnend. Eine gewaltige Spannung verrieth sich in seinen Zügen. Seine Muskeln arbeiteten krampfhaft und verzerrten sein Gesicht.

Die Menge lauschte athemlos.

Jetzt schwieg die Musik und der Magnetiseur machte einige heftige Bewegungen.

— Der Bursche spielt seine Rolle gut, dachte Hugo. Er ist ein großer Spitzbube.

In diesem Augenblicke warf die Somnambule heftig das Haupt zurück und erhob die Arme gen Himmel, wie um Hülfe flehend.

Hugo sah jetzt ihr schönes, aber überaus bleiches Gesicht, beleuchtet durch die vor ihr brennenden Gasflammen.

Ein leiser Schrei der Ueberraschung entschlüpfte ihm. Dies Gesicht war ihm sehr bekannt. Die Somnambule war Ellia!

Man drehte sich nach ihm um. Einige riefen: Pst, pst! Dann war wieder Alles ruhig.

Der Magnetiseur deutete jetzt gebieterisch nach einem Ruhebett, das hinter der Somnambule stand. Das Weib ließ die Arme sinken und kreuzte sie über der Brust. Diese Bewegungen waren überaus graziös und schön. Die ganze Pantomime war von hohem, dramatischen Effekt.

Hugo hätte jetzt lachen mögen über seine vorherige Ueberraschung. Warum wollte er sich wundern, daß Ellia zu solcher Gaunerei diente? Mädchen der Art pflegen nicht eben nach der Ehrenhaftigkeit der Wege zu fragen, auf denen sie Geld verdienen. Eine tiefe Beschämung bemächtigte sich seiner, daß er es mit diesem Weibe so weit hatte kommen lassen.

Die Somnambule war langsam auf das Ruhebett gesunken. Der Magnetiseur trat zu ihr und beschrieb über ihrem Kopf seltsame Zeichen. Sie lag regungslos und zuckte nur ein paarmal zusammen. Aber plötzlich schien es wie wilde Raserei über sie zu kommen. Sie sprang empor und rang die Hände über ihrem Kopfe. Dann ballte sie die Fäuste und eine entsetzliche Spannung malte sich in ihren Zügen.

Der Magnetiseur schien in Schrecken zu gerathen. Er trat auf sie zu und schien sie durch Geberden um etwas zu bitten. Aber statt dessen

nahm die Raserei zu und das Arbeiten ihrer Muskeln ward wahrhaft schreckenerregend.

Der Magnetiseur warf einen Blick gen Himmel und machte hastig einige Zeichen. Dann streckte er beide Arme gegen sie aus. Seine Züge nahmen einen ruhigen, festen Charakter an.

Sogleich milderte sich der starre Ausdruck in den Zügen der Somnambule. Ihre Arme sanken herab, das Haupt nach vorwärts. Dann kniete sie nieder wie eine Betende. Der Magnetiseur stand mit ausgebreiteten Armen da, wie sie segnend.

Die beiden Frauen, die vor Hugo saßen, hatten alle Akte dieses Schauspiels mit durchgelebt, ihr Nervensystem schien eben so konvulsivisch zu zucken, wie das der Somnambule. Jetzt, wo diese die betende Stellung einnahm, entfuhr ein Seufzer der gedrückten Brust der beiden Frauen. Hugo begriff, wie mächtig der Eindruck war, den diese Schaustellung auf die Gemüther der Bürgersleute machen mußte.

Jetzt begann der Magnetiseur der Somnambule Fragen vorzulegen. Sie beantwortete dieselben, ohne sich zu besinnen, mit klangvoller Stimme, indem sie mitten auf der Bühne stand und jedes Wort mit einer Pantomime begleitete.

Aber plötzlich antwortete sie nicht mehr. Sie

schüttelte heftig den Kopf und deutete nach oben. Der Magnetiseur schien erstaunt, erschreckt. Er trat ehrfurchtsvoll zurück und sagte, sich verbeugend:

— Der Geist giebt Dir ein von andern Dingen zu reden, die ich nicht weiß, nicht fasse. Wir harren Deiner Worte.

Eine Minute des Erstaunens durchlief die Gesellschaft.

Die Somnambule stand einen Augenblick unbeweglich und wie nachdenkend. Dann hob sie plötzlich den Kopf und rief:

— Es ist Einer hier, dessen Macht gewaltig ist. Ich sehe große Dinge geschehen.

Sie schwieg einen Augenblick und fuhr dann leiser fort:

— Er ist größer, denn alle Menschen. Seine Arme strecken sich über diese Stadt und sie beugt sich demüthig vor ihm. Es wird der Tag kommen, da er gehoben wird auf den Sessel der Macht, den Gott verliehen hat den Mächtigen dieser Erde.

Doch vorher wird sein Fuß über Leichen gehen, vorher wird ein Brand lodern gen Himmel, der Throne verschlingt und die, so um die Throne stehen!

Wehe, wehe diesem Lande! Blutig geht eines Tages der Racheengel durch seine Gefilde und wird alle Macht geben denen, die gedrückt, geknechtet waren.

Dann werden sie auf den Thron heben Den, welchen ich unter Euch sehe.

Wenn Alles dies geschehen ist, so wird Friede und Freude einkehren. Ihr sollt genießen, was Ihr erworben, ernten, was Ihr säet. Es soll Recht sein im Lande und der Mensch soll gleich sein dem Menschen.

Ihre Stimme hob sich zu gewaltigem Klang, als sie fortfuhr:

— Merket das Zeichen. An jenem Tage wird er, der gewaltige Held, vor Euch treten und sprechen: „Komme her Jeder, der hungrig ist, er soll gespeist werden. Komme her Jeder, der krank und elend ist, er soll gepflegt werden. Ihr Alle aber sollt meine Brüder sein."

Und wenn er so spricht, wird er über dem Gewande des Bürgers die dreifarbige Binde tragen, das Sinnbild dieses Volkes, seit tausend Jahren.

O, wie herrlich bist Du, Gewaltiger! Deine Füße gehen durch Blumen, die Deine Brüder gestreut; sie heißen Friede, Recht, Bruderliebe!

Die Stimme der Somnambule war zu einem

Flüstern herabgesunken. Beim letzten Worte schien sie zu wanken. Sie stieß einen durchdringenden Schrei aus und stürzte zu Boden.

Der Magnetiseur schien über die ganze Scene erstaunt, fast erschreckt. Er eilte auf sie zu und schien es zu versuchen, sie wieder zu erwecken. Er wendete sich von ihr ab und trat vor das Publikum:

— Ich bedauere, meine Herrschaften, daß der Zustand der Patientin mir nicht gestattet, die Vorstellung fortzusetzen. Ich darf Sie indeß versichern, daß Sie eine der interessantesten Phasen dieser wunderbaren Seelenthätigkeit kennen gelernt haben. Sie haben das unmittelbare, selbstthätige Hellsehen, die direkte geistige Kommunikation zu beobachten Gelegenheit gehabt und sich überzeugt, daß hier von einer Täuschung nicht die Rede sein kann.

Der Magnetiseur trat zurück, der Vorhang fiel zu und verhüllte die noch immer daliegende Hellseherin. Ein leises Gemurmel der grauenhaften Verwunderung durchlief die Zuhörer. Die Leute wagten kaum laut zu reden. Das, was sie soeben gesehen, hatte sie mit unbedingtem Glauben erfüllt. Man hörte dies bekundende Gespräch überall.

Allmälig leerte sich der Saal. Hugo Nördlinger blieb noch zurück. Mannigfache Vorstellungen über das, was er gesehen hatte, erfüllten ihn. Daß hier mit dem leichtgläubigen Volke ein freches Spiel getrieben wurde, begriff er. Auch entging ihm die sociale Seite der ganzen Darstellung nicht. Aber er konnte sich nicht klar werden, was Ellia für eine Rolle dabei spielte. Plötzlich kam ihm ein Gedanke; wenn Wohlbrecht das Alles angezettelt hätte, um seine Schilderhebung vorzubereiten. Er beschloß, sich Klarheit zu verschaffen, ging direkt auf die Bühne los und trat hinter den Vorhang. Der Platz war leer. In diesem Augenblicke trat der Magnetiseur aus einer Thür wieder auf die Bühne. Hugo erkannte jetzt deutlich, daß es der Freund Mephisto war.

— Ei, ei, sagte er, Du schreitest voran, Mephisto. Du bist schon bis zum Magnetiseur gekommen.

— Ich begreife nicht, mein Herr, entgegnete der Arzt, wie Sie zu so vertraulicher Bezeichnung kommen.

Aber der vermeintliche Arzt konnte eine gewisse Verlegenheit nicht verbergen.

— Nun, nun, Freundchen, entgegnete Nörd-

linger ruhig, ich dächte, wir kennten uns. Ich hätte eigentlich das Recht, Dich notiren zu lassen wegen der Kleinigkeit Geld, die Du für mich aufzubewahren so gut warst; aber das soll ruhen, wenn Du mich zu der Dame führst, die so meisterhaft die Hellseherin gespielt hat.

— Mein Gott, Du bist es, Nördlinger, entgegnete Mephisto kleinlaut. Ich erkannte Dich nicht. Was übrigens das Geld anbelangt, so wisse, daß an jenem Abende Deine Sinne so vom Wein umnebelt waren, daß Du Dich wohl gar nicht mehr erinnerst, daß wir Alles im Spiel verloren.

— Gelogen, Mephisto, elend gelogen. Ich war nicht so betrunken, daß ich nicht wüßte, wie wir gewannen. Das würden die Gerichte leicht ermitteln — durch die Zeugen —

— Du wirst doch nicht —

— Nein, Freund, ich will denken, Du bist ärmer, als ich, obwohl es ein rechter Spitzbubenstreich war, mich in der Klemme sitzen zu lassen.

— Es that mir selbst leid, aber wir verloren.

— Soll ich Dich wieder daran erinnern, daß ich die Sache den Gerichten übergeben könnte?

— Du wolltest wohl zu der Somnambule?

— Ja wohl. Doch zuvor sage mir, was treibt Ihr für Teufels-Mummerei?

— Mummerei? Du willst doch nicht sagen, daß wir dem Publikum eine Komödie vorspielen?

— Das will ich allerdings, Mephisto.

— Wie kommst Du auf diese komische Idee? Du weißt, ich habe Medizin studirt. Auf einer Reise entdeckte ich in einem kleinen Orte dies arme Mädchen, das mit dieser wunderbaren und zugleich schrecklichen Krankheit behaftet ist. Da ich noch keine Praxis habe, so nahm ich mich ihrer an. Sie ist arm, und ich habe auch nichts. Um nun während der Zeit, in der ich sie heile, leben zu können, hat sie sich zu diesen Vorstellungen entschlossen. Das arme Mädchen leidet allerdings sehr dabei.

Mephisto sprach diese Worte im vollkommenen Ernste.

Hugo Nördlinger aber brach in ein schallendes Gelächter aus.

— Wieder gelogen, Mephisto, rief er. Diese Pseudo-Somnambule ist weder vom Lande, noch krank, sondern sie wohnt hier in der Residenz, Sophienstraße 47, und ist eine der liebenswürdigsten, leichtsinnigsten und reizendsten Mädchen, welche diese große Stadt beherbergt.

— Du scheinst besser unterrichtet zu sein, als ich.

— Laß die Maske fallen, Mephisto. Mir gegenüber hilft sie Dir doch nichts. Was setzt Ihr dem Volke für tolle Ideen in den Kopf. Ihr thut das nicht aus eigenem Antriebe und des Verdienstes halber. Ich glaube den Mann zu kennen, der Euch leitet, wie so Viele.

— Alle Teufel, Du siehst scharf. Du wirst uns doch nicht verrathen?

— Sei ohne Sorge; es wäre gegen mein eigenes Interesse. Komm, laß uns zur schönen Ellia gehen.

Jetzt trat Ellia herein. Sie hatte das abenteuerliche Kostüm abgelegt und die weiße Schminke abgewaschen. Als sie Hugo Nördlinger erblickte, erblaßte sie.

— Herr Nördlinger, Sie hier! sagte sie, nach Fassung ringend.

— Ja wohl, meine liebe Ellia; und Sie sind eine Hellseherin geworden?

Ellia warf Mephisto einen ängstlich fragenden Blick zu.

— Ja, ja, sagte dieser lachend, wir sind entlarvt, Ellia. Herr Nördlinger ist nicht so dumm, wie dies leichtgläubige Volk.

Das Mädchen trat dicht an Hugo heran und sagte leise:

— Verzeihe mir, Hugo.

— Du spielst ganz gut Komödie.

— Es geschieht auf Herrn Wohlbrechts ausdrücklichen Wunsch.

— Aha, ich dachte es mir gleich.

— Verrathe mich um Gotteswillen nicht, bat das Mädchen.

— Nein, Ellia! Weil Du es bist, die dieses leichtgläubige Volk an der Nase herum führt, will ich schweigen.

— Wohlbrecht sagt, diese Leute wollen es nicht anders haben.

— Er hat in seiner Art recht, aber ich verabscheue solchen Betrug.

— O, Du bist hart und grausam gegen mich, Du bist seit Wochen nicht zu mir gekommen. Ich habe deshalb viel geweint. Du hast gewiß eine andere Geliebte, die schöner ist, als ich.

— Nein, Ellia, ich habe keine andere Geliebte. Ich bin allerdings lange nicht bei Dir gewesen, allein —

— Nun, warum redest Du nicht aus?

— Ich hatte zu viel zu thun.

— Das ist eine leere Ausrede. Du liebst mich nicht mehr.

— Ich kann nicht lügen, Ellia. Nein, ich liebe Dich nicht mehr.

— Aber das ist ja abscheulich, himmelschreiend.

Ellia wandte ihm den Rücken zu und ging hinaus, von Mephisto gefolgt. Hugo verließ das Gebäude durch den Hauptausgang.

— Guten Abend, Hugo, sagte eine Stimme.

— Sie waren hier, Wohlbrecht?

— Ich wollte mir die weltberühmte Somnambule einmal ansehen. Sie auch?

— Ich kam zufälligerweise vorbei und ging hinein, durch das Aushängeschild dieser Komödie dazu bewogen. Ich erwartete, Betrug zu finden, und habe ihn gefunden; auch weiß ich jetzt, wer der eigentliche Akteur ist.

Der Advokat lachte.

— Die Sache scheint Ihnen nicht zu behagen, sagte er.

— Nein, Wohlbrecht. Ich halte es für sündlich, mit dem leichtgläubigen Volke ein solches Spiel zu treiben.

— Wieder Ihre Bedenklichkeiten, mein lieber Freund! Sie wollen ein hohes Ziel erreichen und

scheuen jedes Mittel, das ein wenig von dem graden, alltäglichen Wege abweicht.

— Ja, denn der grade Weg ist immer der sicherste.

— Sie mögen im gewöhnlichen Leben recht haben, bei fest ausgesprochenen, begrenzten Verhältnissen, aber zur Erreichung außergewöhnlicher Erfolge genügen nur außergewöhnliche Mittel. Sie sind einer von den Menschen, die im Leben nicht viel erlangen, weil sie zu ehrlich sind. Die Welt will betrogen sein. Der Gott dieser Zeit ist der Schwindel, und dieser hier gehört zu dem harmlosesten.

— Aber die politische Prädestination, die den Leuten eingeimpft wird, indem man ihre Phantasie mit allerlei Bildern erfüllt, die sie nur halb verstehen und die daher um so verwirrender auf sie wirken?

— Sehen Sie den Zweck nicht ein?

— O ja, ich begreife ihn. Sie stellen sich selbst als den Vorherbestimmten, von Gott Erkorenen dar, der diesem Lande die Freiheit bringen soll. Die Geschichte ist etwas grob, aber wirksam.

— So geben Sie mir Alles zu, was ich will. Das Mittel genügt zum Zweck.

Hugo schwieg verstimmt über Wohlbrechts

gewissenlose Anschauungsweise. Sie gingen eine Zeit lang schweigend neben einander her. Endlich sagte der Advokat:

— Gehen Sie zur Wildenoff?

— Ja.

— So gehen wir zusammen.

Sie schlugen den Weg nach dem Hause der Baronin Wildenoff ein.

Man fand wider Erwarten keine Gesellschaft bei der schönen Wittwe. Ihre alte Dienerin meldete, sie sei erkrankt und könne Niemand empfangen.

— Ist Frau von Wildenoff bedenklich krank? fragte Hugo.

— Ich glaube nicht — ein vorübergehendes Unwohlsein — Kopfschmerzen.

Bertha von Wildenoff hatte in ihrem Zimmer diese wenigen Worte gehört. Sie ließ heraussagen, wenn Herr Nördlinger da wäre, so sei sie bereit, ihn zu empfangen.

— Ei, ei, sagte der Advokat, welche Bevorzugung. Ich gratulire. Indeß gestehe ich, daß ich nicht zu viel verliere, da ich doch nur eine halbe Stunde frei gehabt hätte.

— Was haben Sie denn noch so Wichtiges zu thun?

— Nichts Wichtiges, mein lieber Hugo, nur Kleinigkeiten, aber sie wollen auch gethan sein.

Mit diesen Worten verließ der Advokat grüßend das Haus.

Hugo ging in Bertha's Empfangzimmer und die schöne Frau erschien gleich darauf. Sie sah in der That etwas bleich aus und mochte wohl eine ruhelose Nacht gehabt haben.

— Ich freue mich herzlich, sagte sie lächelnd, daß mein Freund Hugo meiner nicht vergißt. Ich begann mich zu langweilen.

— Sie sind nicht wohl, gnädige Frau?

— Ein wenig Kopfschmerz und Müdigkeit, das ist Alles. Ich war verstimmt und wollte keine Gesellschaft sehen.

— Sie sind verstimmt?

— Wollen Sie das Recht für sich allein in Anspruch nehmen? Darf eine schwache Frau sich die bestehenden Verhältnisse nicht auch einmal anders wünschen, als sie sind?

— Aber die verehrte, umschwärmte, angebetete Bertha von Wildenoff!

— Die verehrte, umschwärmte, angebetete Bertha von Wildenoff, wiederholte die schöne Frau langsam, ist das unglückseligste Geschöpf auf der Erde.

Es lag ein Ausdruck tiefer Empfindung in diesen Worten.

Hugo sah die junge Frau erstaunt und zweifelhaft an. Sie fuhr fort:

— Setzen Sie sich — das sind alte Geschichten. Ich habe schon viel in meinem Leben gelitten. Sehen Sie in dieser Hand die leichten kleinen Linien des Verfalls? Diese Hand war einst voll und rund, lebensfrisch und schön.

Doch plötzlich in den Ton leichter Unterhaltung umschlagend, ergriff sie Hugo's Hand und sagte:

— Ach, da sind ein paar Schneeflocken auf die Blumen gefallen, die man recht sorgsam vor dem Fenster gepflegt hat, und nun ist das Elend groß. Ihnen geht es gerade so. Sie sind auch eine von den weichen Naturen, die keine Kälte vertragen können, sondern viel lieber große Hitze, ein lieber, lustiger Sommervogel, der um die süßen Blümchen flattert, bis der erste kalte Tag kommt, und dann stirbt. Das sind recht artige, liebenswürdige Thierchen, aber recht arme Geschöpfe mit ihrem Eintagsblumenleben und gaukelnden Einnachtstraum. Nicht wahr, Hugo?

Hugo sagte lächelnd, indem er Bertha's Hand in der seinigen hielt:

— Rechnen Sie sich auch zu diesen lustigen

Sommervögeln, die Sie so treffend zu schildern verstehen?

— Nein, nur das nicht, entgegnete die junge Wittwe heiter. Ich will lieber ein anderes Thier sein, etwa ein Kanarienvogel, der so lange singt, bis ihn die Katze holt, oder eine Lerche, die dumm genug ist, trillernd in die Luft zu steigen, während ein Falke über ihr schwebt, der sie als willkommene Beute ergreift.

— Oder eine süßflötende Nachtigall, fuhr Hugo fort, die in den Bäumen am See singt, daß alle Welt sentimental wird, deren Gesang aber weiter nichts ist, als ein überzuckertes Stückchen Weltschmerz und ein herzbrechendes Sehnen.

— Ich protestire feierlich gegen diese Annahme — ich habe keinen Weltschmerz, am allerwenigsten überzuckerten; auch kein herzbrechendes Sehnen. O nein, nur einen ganz kleinen, wühlenden Schmerz hier — sie deutete auf ihr Herz — der gar still sein Werk verrichtet, einen kleinen, boshaften Teufel. Hören Sie, ich will eine Wette mit Ihnen eingehen, Hugo.

— Um welches Objekt?

— Vielmehr um ein Subjekt.

Bertha von Wildenoff brachte ihren Mund ganz nahe an Hugo's Ohr und sagte leise:

— Ich wette, Wohlbrecht belauscht uns jetzt.

— Aber wie sollte er dazu kommen?

— O, er ist vorsichtig.

Dann setzte sie wieder laut hinzu:

— Wir reiten morgen, mein lieber Hugo.

— Ja, wir wollen einmal wieder recht thöricht sein.

— Thöricht nennen Sie das? Alle Weisheit ist nur bei den Kindern, sage ich Ihnen, und wir sind wie die Kinder, wenn wir zusammen ausreiten.

— Aber wie recht ausgelassene, ungehorsame Kinder.

— Ja, das kommt daher, weil mir immer ist, als ob der kleine, jugendliche Teufel, der manchmal in mir sein Wesen treibt, neben mir ritte. Nun muß ich doch dem Teufelchen zu Gefallen mich auch so stellen, als ob ich noch recht jugendlich wäre. Wenn man mit Kindern zusammen ist, wird man selbst zum Kinde, ist man mit einem kleinen Satan zusammen —

Die schöne Frau schwieg. Hugo wollte lachend den Satz ergänzen, aber sie schlug ihm scherzhaft mit der kleinen weißen Hand auf den Mund und rief:

— Still, still, Hugo, die Consequenz verbitte ich mir.

Dann klingelte sie und befahl Margreth, den Thee zu bringen.

— Sie bleiben doch bei mir, sagte sie.

— Allerdings, ich möchte den kleinen, jugendlichen Teufel näher kennen lernen.

Bertha sah ihn mit einem seltsamen Blicke an und sagte, plötzlich sehr ernst werdend:

— Bei Gott, ich wollte es Ihnen nicht wünschen.

Aber ehe Hugo noch antworten konnte, sprang sie auf und setzte sich an das Pianoforte. Sie spielte den tollsten, lustigsten Walzer und sang dazu einen noch tolleren, lustigeren Text. Dann sprang sie auf, tanzte einige Pas mit unbeschreiblicher Grazie und drehte sich wohl zehnmal auf einer Fußspitze herum.

— Bravo, rief Hugo, unübertrefflich schön.

Bertha blieb plötzlich mitten im Zimmer stehen, und die einzelnen Strophen mit den lebhaftesten Gesten begleitend, sang sie eine Arie aus einer italienischen Oper, zuerst mit leiser Stimme, dann immer lauter, zuletzt mit gewaltiger Leidenschaft.

— Wo sind Ihre Kopfschmerzen, rief Hugo, als sie geendet hatte, wo Ihre Müdigkeit? Ich bedaure, daß nicht die ganze Residenz hier zu-

gegen war und dieser vollendeten Kunstproduktion zusah.

Aber schon saß Bertha wieder ihm gegenüber auf ihrem Platze in einem schwellenden Polster und sagte ehrbar:

— Haben Sie den Teufel gesehen, Hugo?

— Nein.

— Und doch spielte ich mit ihm die ganze Scene. O, Ihr Kurzsichtigen! Wollt Ihr immer nur das sehen, was man mit Händen greifen kann? Ich zum Beispiel sehe ganz deutlich den kleinen Teufel, der auf Ihrem Schooße sitzt. Passen Sie auf, ich werde mit ihm reden. Er giebt mir gewiß Antwort.

Sie fragte nun mit ihrer gewöhnlichen Stimme:

— Wie heißt Du, mein Kleiner?

Dann antwortete sie mit verstellter, ganz feiner Stimme:

— Du fragst viel in einem Athemzuge. Ich heiße Liebe, ich heiße Reue, ich heiße Haß.

— Warum Liebe?

— Weil ich einmal dabei war, als zwei Leute sich Treue schwuren.

— Warum Reue?

— Weil die beiden Leute die geschworene Treue nicht hielten.

— Warum Haß?

— Weil ich einen anderen, großen Teufel kenne, der viel mächtiger ist, als ich, dem ich folgen muß, ohne es zu wollen, der mich mißbraucht zu seinen Teufeleien und der die Schuld daran trägt, daß ich Liebe und Reue kenne — der mich von Leidenschaft zu Leidenschaft, von Taumel zu Taumel, von Verirrung zu Verirrung geführt hat — der meine Seele vergiftet, mein Herz getödtet hat.

— Du bist ein dummer Teufel, daß Du Dir das gefallen läßt.

— O, so dumm bin ich nicht. Ich werde auch groß werden, wie er. Wenn ich groß bin und von ihm genug gelernt habe, dann will ich springen und tanzen, dann soll der Dummkopf, der mich jetzt mit sich umherschleppt, schon erfahren, was es heißt, einen ganz großen Teufel bei sich zu haben.

— Hast Du sonst noch einen Namen?

— Noch einen; doch den sage ich nur leise. Dieser Name heißt Angst.

— Und weshalb?

— Ich fürchte mich vor Jemand, der hier nahe ist. Wenn mein Herr diesen Namen kennen würde, so möchte Vieles von dem verloren

gehen, was ich noch von dem großen Teufel lernen muß, ehe ich selbst ganz groß werden kann. Dann wäre es wohl möglich, daß ich immer so klein bliebe, ein bischen Liebe, ein bischen Reue, ein bischen Haß.

— Bertha, rief Hugo jetzt, das ist ja bitterer Ernst!

— Still, still, sagte die junge Frau lächelnd. Sie unterbrechen ja mein Gespräch mit Ihrem kleinen Teufel. Höre, mein Kleiner, Du scheinst ein kluger Junge zu sein. Sage mir auch noch, wie alt Du bist.

— Vier Monate.

— Das ist noch sehr jung. Wann wirst Du ganz groß sein?

— In noch einmal vier Monaten.

— Das geht schnell.

— Ja, schnell wie der Tod. Wenn ich groß sein werde, sprenge ich meine Hülle und nehme Alles mit, was mir gefällt, das Gehirn, die Zunge und das kleine Herzchen. Was aus dem andern wird, ist mir gleichgültig.

In diesem Augenblicke wurde der Thee gebracht. Bertha kredenzte ihn mit der lächelnden Grazie, deren sie so sehr Herr war.

Als die alte Margreth das Zimmer wieder

verlassen hatte, ergriff Hugo die Hand seiner schönen Wirthin und sagte:

— Was wollten Sie mit diesem Spiele sagen, Bertha? Ich fühle, daß eine tiefere Beziehung zu meinem Leben darin liegt.

— Narrenspossen waren es.

— Nein, gewiß nicht. Erst dies tolle Singen und Tanzen, dann dies scherzhaft-ernste Intermezzo. Sprechen Sie offen mit mir.

— Trinken Sie erst Ihren Thee, Sie kleiner Neugieriger.

Hugo trank schweigend seinen Thee. Frau von Wildenoff ließ ihre Uhr repetiren. Sie schlug zehn.

— Es ist zehn Uhr, sagte sie. Jetzt lauscht er nicht mehr.

Dann sich zu Hugo wendend, fuhr sie in ernstem Tone fort:

— Sie begreifen, Herr Nördlinger, daß ich Komödie gespielt habe. Jenes Tanzen und Singen war auf einen Andern berechnet, als auf Sie. Dieser Andere ist jetzt mit der Beruhigung nach Hause gegangen, daß wir heiter und thöricht sind, wie immer. Nun, wir wollen es auch sein, aber in anderer Weise. Glauben Sie an das, was ich gesagt habe? Glauben Sie, daß in Ihnen ein Teufel im Wachsthum begriffen

ist, der Ihnen in kurzer Zeit über den Kopf wachsen wird?

— Ja, ich habe den Sinn Ihres Lustspiels gefaßt, ich fühle es, daß das wahr ist, was Sie sagten — ich glaube es.

— Und wollen Sie der Dummkopf aus der Komödie sein?

— Nein, Bertha; nur sehe ich bis jetzt noch keinen Ausweg.

— Hören Sie, Hugo! Ich kenne einen Menschen, der, wie Sie, für Wohlbrecht arbeitet, aber er benutzt nur den Einfluß dieses seltsamen Schurken, um gewisse Zwecke zu erreichen. Wenn diese Zwecke erreicht sind, wird er den Einfluß abschütteln und den Teufel vertreiben, der sein besseres Ich vernichten will.

— Mir geht ein heller Tag auf. Ja, dieser Mann wird uns den Weg bahnen zum Erringen der Freiheit. Und dann, wenn er den Weg gebahnt hat, wollen wir vor das Volk hintreten und es aufklären.

— Das würde nicht genügen. Wohlbrecht muß vernichtet werden.

— Ein solcher Gedanke in der Brust eines zarten Weibes! rief Hugo unwillkürlich.

— Das scheint Ihnen unnatürlich, entsetzlich.

Doch frage ich Sie, was gebührt dem, der das Herz Unzähliger seiner eigenen, kühnen Pläne wegen vergiftet?

— Ich verstehe Sie. Ihm gebührt allerdings jene Strafe.

— Ich frage Sie: Hat Wohlbrecht das gethan? Denken Sie an sich selbst, denken Sie an mich und an viele Andere.

— Ja, er that es.

— Dann frage ich Sie: Welches würde die Zukunft des Landes sein, das Wohlbrecht beherrscht?

— Bertha, dieser Gedanke erdrückt mich. Ich sah heute wieder, wie er das Volk betrügt. Die Zukunft des Landes wäre blutig und entsetzlich, wenn er herrschte.

— Sagen Sie, wenn er lebte. Er wird herrschen, so lange er athmet. Er muß sterben.

— Sie sind eine Heldin, Bertha.

— Nein, aber ein bis zum Aeußersten getriebenes Weib.

Eine kurze Pause trat ein. Dann fuhr Frau von Wildenoff fort:

— Meine Sendung ist mir klar; ich kann und muß das allein thun, aber Sie müssen Hülfe haben, um Ihren Weg sicher zu gehen. Es sind wie ich schon sagte, Männer genug vorhanden,

die so denken, wie ich. Sie müssen diese Männer kennen lernen.

— Bertha, es sind kaum zwei Wochen, als ich zu diesem Manne sagte: Ich gehöre Ihnen, Wohlbrecht. Wäre es nicht unrecht, nun gegen ihn zu sein, da ich ihm geschworen habe, für ihn zu sein.

Frau von Wildenoff lachte bitter.

— Wenn Sie diesen Mann mit offenen, ehrlichen Waffen bekämpfen, so wird er Sie vernichten und dann auslachen. List gegen List, Trug gegen Trug. Sie sagten ihm: ich gehöre Ihnen. Damit meinten Sie aber gewiß nicht, daß Sie ihm als Mensch, als Person gehörten, sondern Sie wollten damit nur sagen, daß Sie mit seinen Ideen, die scheinbar die Ihrigen sind, und seinen Plänen, die er Ihnen darstellt, als kämen Sie aus Ihrer Seele, ganz einverstanden wären.

— Sie haben recht, Bertha. Muß ich, ein Mann, von einer Frau Rath empfangen!

— In solchen Dingen sind Sie noch ein Knabe, Hugo. Verzeihen Sie mir den Ausdruck. Ihre empfängliche Geistesrichtung erfaßt oft das Ihnen Gebotene als etwas ganz anderes, als es wirklich ist. Sie umkleiden dann solche Dinge

mit dem poetischen Reiz Ihres eigenen Innern. Sie haben vielleicht in Wohlbrecht den Held einer neuen Freiheit gesehen.

— Früher war das der Fall, doch schon seit längerer Zeit drängte sich mir ein anderer Gedanke auf.

— Doch Sie schüttelten diesen Gedanken von sich ab, um nicht in Ihrem schönen Traume gestört zu werden. Sie wollten nun einmal in Wohlbrecht einen edlen Menschen erblicken, und es betrübte Sie, wenn Sie Zug um Zug Ihre Vorstellung schwinden sahen.

— Sehr wahr, Bertha.

— Das ist aber ein falscher Weg. Ich will Ihnen ein Mittel an die Hand geben, anders denken zu lernen. Sie sind Wohlbrecht keinen Dank schuldig.

— O ja, Bertha. Er verschaffte mir eine Existenz, als ich rathlos und hülflos dastand.

— Und er nahm dafür die größere Hälfte Ihres Vermögens. Sie wären ohne Wohlbrecht heute der glückliche Gatte Elisabeths, Sie würden das Sehnen nach einer freieren, größeren Thätigkeit nicht kennen, sondern in dem kleinen Kreise bürgerlicher Thätigkeit Zufriedenheit und Glück finden. Er hat Ihnen Ihr Lebensglück

gestohlen und Ihnen dafür ein Stückchen trocknes Brod hingeworfen. Die Wageschaale hängt zu Ihren Gunsten; Sie sind ihm keinen Dank schuldig. Oft klagten Sie darüber, daß Sie keinen Freund hätten, Hugo. Ich will Sie zu einem Manne führen, der Ihr Freund werden wird und der zugleich mehr geeignet ist, Ihnen ein Rathgeber zu sein, als ich.

An diesem Abend hatte Hugo Nördlinger eine lange Unterredung mit Felix Amin. Als er aus dem Hause der Frau von Wildenoff wegging, hatte er einen Freund und klare Einsicht in seine Zukunft gewonnen.

Bertha von Wildenoff aber sagte an jenem Abend, als sie in ihr Schlafzimmer trat, leise für sich:

— Ich habe seine Seele gerettet. Der Allmächtige wird mir meine Fehler verzeihen, um der Sühne willen. Du aber, der Du wähnst, mehr zu sein, denn alle andern Menschen, zittre vor einem schwachen Weibe!



Walther, Oscar,

Der Dämon des Jahrhunderts Roman von Oscar Walther

Bd.: 3

Berlin ca. 1860